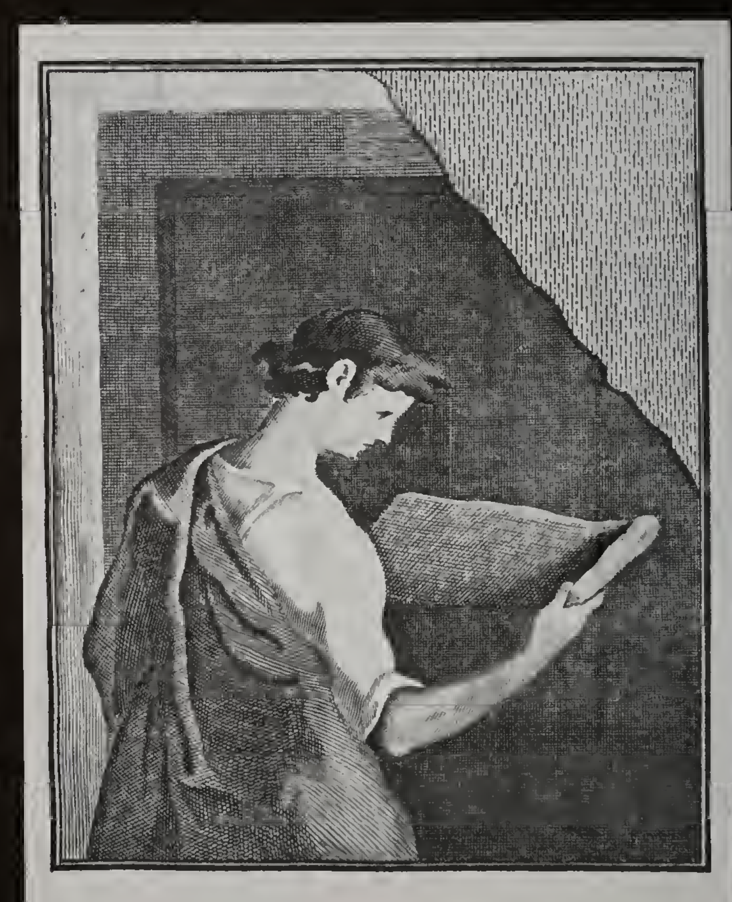
Der Alte Orient

Erster Jahrgang

Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1900





Adrian Fortescue,
Colchester, February 1903.

Der Alte Orient

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft

Erster Jahrgang

Seite

1. Winckler, Dr. Hugo, Die Völker Vorderasiens . 1
2. Niebuhr, Carl, Die Amarna-Zeit. Ägypten und Vorderasien um 1400 v. Chr. nach dem Thontafelfunde von El-Amarna 37
3. Jeremias, Dr. Alfred, Hölle und Paradies bei den Babyloniern 69
4. Billerbeck, Oberst a. D. Adolf, Der Festungsbau im alten Orient. Mit 7 Abbildungen 101



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1900

Die

Völker Vorderasiens

von

Dr. Hugo Winckler

Zweite durchgesehene Auflage



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1903

Der alte Orient.

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft.

1. Jahrgang, Heft 1.

Die selbständige Entwicklung der vorderasiatischen Welt im Altertum erhält ihren Abschluß durch die hellenistische Eroberung. Das 3. Jahrhundert v. Chr. bildet den Anfang einer Überleitung zum „Mittelalter", dessen eigentliche Geschichte man wohl in demselben Sinne als im Zeichen des Islam verlaufend ansehen kann, wie die des europäischen Mittelalters im Zeichen des Christentums. Eine Neuzeit kennt der Orient noch nicht; wie die dem Hellenismus zu vergleichende neue Eroberung durch die moderne europäische Kultur verlaufen, und welche Rückwirkungen sie auf die Eroberten haben wird, das wird erst die Zukunft sehen.

Jenes Altertum des vorderen Orients, soweit wir es jetzt aus den wieder erschlossenen Quellen, den gleichzeitigen Urkunden, kennen, umfaßt einen Zeitraum von etwa drei Jahrtausenden, denn bis in die Zeit vor 3000 v. Chr. reichen die ältesten Urkunden hinauf, die bis jetzt dem Erdboden entrissen sind. Ein solcher Zeitraum verläuft für die Schicksale der Völker nicht einförmig im ruhigen Gleise. Je näher die Kultur noch dem Naturzustande der Völker steht, um so leichter kann sie auch von den beutegierigen Söhnen der Wildnis erobert werden. Den großen Völkerzügen des inneren Asiens ausgesetzt, hat die vorderasiatische Kulturwelt denn auch bis in junge Zeit hinein solche Eroberungen gesehen und hat sie in gleichem Umfange im Altertum erfahren. Während seit der Zertrümmerung des Römerreiches durch die Germanen Europas Bevölkerung im allgemeinen seine Kultur selbständig entwickelt und fremde Eroberer abgewehrt hat, hat das orientalische Mittelalter seit der arabischen Eroberung, welche den Islam brachte, noch manche andere, besonders die verheerende mongolische und die bis jetzt sich behauptende türkische über sich ergehen lassen müssen.

Das Altertum zeigt nicht weniger, sondern eher mehr dieser Eroberungen, und die drei Jahrtausende Geschichte, welche die Wiedererschließung der altorientalischen Urkunden uns kennen lehrt, haben daher das Auftauchen, die Entwicklung und das Vergehen manches Volkes und mancher Völkergruppe gesehen, welche aus den großen Völkerkammern Asiens sich über den Kulturboden ergossen, um auf ihm ihr Geschick zu erfüllen. Freilich müssen wir uns dabei gegen-

wärtig halten, daß aus diesen drei Jahrtausenden die geschichtlichen Quellen noch lange nicht mit solcher Reichhaltigkeit fließen, daß wir im stande wären, alle Völker, Völkergruppen und Rassen, die sich über Vorderasien ergossen haben, klar zu erkennen und zu bestimmen. Von manchem Wichtigen werden wir überhaupt noch nichts ahnen und manche Erscheinung, die uns nur mangelhaft bezeugt ist, ihrem Wesen nach noch schief beurteilen müssen.

Die Wiege der vorderasiatischen Kultur ist Babylonien, gleich dem Niltal durch einen fruchtbaren und reich bewässerten Boden zur Entwicklung einer Kultur von der Natur bestimmt. Der natürliche Bereich dieser Kultur ist etwa durch die Schiffbarkeitsgrenze des Euphrat gegeben; von dessen Austritt aus den armenischen Gebirgen bis zum persischen Meere ist das Land durch den Fluß als natürliche Verkehrsstraße, das wichtigste Erfordernis für das Entstehen und die Erhaltung der Einheit eines Kulturbereiches, geeint und auf das Zusammenhalten seiner Völker durch gleichartige Lebensinteressen hingewiesen, — wieder in gleicher, wenn auch nicht in so schroff ausgeprägter Weise wie das zu beiden Seiten von der Wüste umgebene Niltal.

Dieser Unterschied zwischen den Gebieten, welche Euphrat und Nil durchströmen, ist es, welcher dazu geführt hat, die babylonische Kultur zur maßgebenden in Vorderasien zu machen und im Leben ihrer Völker höhere Entwicklungsstufen zu zeitigen, als in dem der gleichalterigen ägyptischen. Das Niltal bildet eine abgeschlossene Welt für sich, welche höchstens nach Süden hin, also in seinem oberen Lauf, den Einwanderungen von Naturvölkern einen Zugang bietet. Dagegen sind die Euphratländer nach drei Seiten hin, nach Süden, Nordosten und Nordwesten, von Gebieten umgeben, welche weniger kultivierten Völkern als Wohnsitze und Tummelplatz zu allen Zeiten gedient haben und von wo daher unaufhörlich die Angriffe der Barbaren auf das reiche Kulturland erfolgt sind. Nach Westen hin ist das Land bis zum Meere, Syrien, zu schmal, um eine „Völkerkammer" zu bilden. Wir werden sehen, daß es denjenigen Einwanderungen, welche von Süden, von Arabien, und von Nordwesten, Kleinasien, her erfolgten, in der Regel zuerst erlag, wie es denn vor ihnen offener dalag, als die vom Euphrat umflossenen Gebiete.

Unsere geschichtlichen Quellen reichen bei weitem nicht in die Urzeiten der babylonischen Kultur hinauf, und diejenigen Denkmäler, aus welchen der Prähistoriker die Geschichte einer Zeit herauszulesen sucht, welche noch keine geschriebene Urkunde kennt, deckt im alten

Babylonien noch der Boden. Ihre Erklärung kann zudem auch erst gelingen, wenn die geschichtliche, die mittels ihrer Sprache und ihren eigenen Aufzeichnungen zu uns redende Zeit wieder klar vor uns liegt. Das letztere ist nur eine Frage der Zeit, oder besser des Geldes, denn die geschriebenen Urkunden uns zu erobern bedarf es nur der nötigen Geldmittel; wo sie liegen wissen wir, und ihr Inhalt bietet uns keine unlösbaren Rätsel mehr. Sobald sie der Welt zugänglich werden, werden wir über Fragen des dritten vorchristlichen Jahrtausends besser unterrichtet sein, als über Hellas im 5. und über Rom im 4. und 3., ja 2. Jahrhundert.

Das Vorhandensein geschriebener Urkunden, und obendrein rein geschichtlicher, d. h. erzählender, über bedeutsame Ereignisse und Taten berichtender Aufzeichnungen, setzt bereits ein langes Bestehen der Kultur voraus. Die Entwicklung von der Schriftmalerei der „Wilden" bis zum klaren Wort- und Lautausdruck durch die Schrift erfordert eine lange Kulturarbeit im Völkerleben, und je einfacher und den Urzuständen näher die Kulturstufe eines Volkes noch ist, um so länger dauert ihre Überwindung. Gleich bedeutende Umwälzungen, wie sie unsere Kultur jetzt in einem Menschenalter vollzieht, haben unter den Verhältnissen des Altertums und Mittelalters Jahrhunderte gebraucht, und die Barbarenwelt durchläuft ihre Entwicklungsstufen in noch viel größeren Zeiträumen.

Wenn daher die ältesten uns bekannten Schriftdenkmäler Babyloniens bis vor 3000 v. Chr. hinaufreichen, so folgt daraus, daß Jahrtausende vorher schon dort die Anfänge derjenigen Kultur sich gebildet haben, welche um diese Zeit mit Mitteln zu uns redet, wie sie im Grunde bis zum Ende des Mittelalters, ohne alle grundsätzliche Änderung aber im ganzen Altertum, das klassische inbegriffen, dieselben geblieben sind. Diese Jahrtausende sind für uns noch vorgeschichtlich, und sie werden im eigentlichen Sinne des Wortes auch prähistorisch bleiben, denn geschichtliche, erzählende Urkunden, welche zeitlich weit über die uns jetzt bekannten hinaufreichen würden, werden kaum in größerem Umfange gefunden werden. Auf keinen Fall kann es sich dabei um eine Hinaufrückung der Grenze um mehr als Jahrhunderte handeln. Welche Höhe aber Kulturen namentlich in technischer Beziehung und in der Befriedigung von Bedürfnissen des praktischen Lebens erreichen können, ohne sich der Schrift zu bedienen, das zeigen die „vorgeschichtlichen" amerikanischen Kulturen mit ihren gewaltigen Bauten, ihren den römischen überlegenen Straßenanlagen und ihren staatlichen Organisationen.

Die Kulturarbeit, welche Jahrhunderte und Jahrtausende umfaßt, ist nicht das Werk eines Volkes, auch kaum das einer Rasse. Auch die Zeiten, welche uns keine geschichtlichen Aufzeichnungen hinterlassen, haben ihre Geschichte, und Völker, deren Verdienst unter anderen die Kulturerrungenschaft der Schriftentwicklung bildet, haben auch ein hochentwickeltes volkswirtschaftliches und politisches Leben und damit eine Geschichte, die darum nicht weniger bewegt gewesen ist, weil wir wohl für immer darauf verzichten werden müssen, sie im „Lichte der Geschichte" zu sehen.

Dieser Zeit, also der noch, und vielleicht für immer, vorgeschichtlichen, müssen wir das Volk, oder eigentlich die Rasse zuerteilen, welche diese Kulturarbeit vollzogen hat, und welche uns daher als „Schöpfer" der babylonischen Kultur gilt. Wir werden Rasse und nicht Volk sagen müssen, denn wenn wir uns darüber klar sind, daß je älter und niedriger sie sind, um so länger die einzelnen Kulturstufen dauern, so gilt von der Dauer der einzelnen Völker im niedriger stehenden Kulturleben nicht das gleiche, sondern eher das Gegenteil. Die Kultur liefert die Mittel, um den weniger entwickelten angreifenden Völkern Widerstand zu leisten, und je höher ein Volk entwickelt ist, um so kräftigeren Widerstand wird es daher andrängenden Barbaren entgegensetzen können. Wo Kulturvölker durch Barbaren überrannt werden, sind sie daher stets selbst ihre eigenen Besieger gewesen, indem ihre innere Entwicklung sie zur Auflösung geführt hatte und sie so eine wehrlose Beute der lebensfrischen Eindringlinge werden ließ.

Wenn wir also sehen werden, wie in geschichtlicher Zeit alle paar Jahrhunderte ein neues Volk, auch neue Rassen auf dem umworbenen Boden des reichen Kulturlandes erscheinen, so müssen wir ein gleiches für die langen Zeiten der noch vorgeschichtlichen, aber doch bereits im Zeichen einer hohen Kultur stehenden Epochen annehmen und uns gegenwärtig halten, daß das Volk oder die Rasse, deren Dasein wir in der ältesten geschichtlichen Zeit nur aus einzelnen Überresten oder aus Spuren seiner Wirksamkeit feststellen können, in ihrer Geschichte das gleiche Bild geboten haben muß, wie es in geschichtlicher Zeit sich immer wieder vor unseren Blicken entrollt. Wenn wir also sehen, wie später aus den drei großen „Völkerkammern" immer neue Massen verschiedenster Rasseangehörigkeit sich über Babylonien ergießen, um dort ihr Schicksal zu erfüllen, und wenn wir finden, daß trotz alledem diese babylonische Kultur uns als semitisch gilt, so müssen wir entsprechend Erscheinungen von

mindestens gleicher Dauer in der vorgeschichtlichen Zeit annehmen, deren Träger Völker einer anderen Rasse gewesen sind.

Als bequemstes und hervorstechendstes Merkmal der Selbständigkeit und Zusammengehörigkeit eines Volkes als geschichtlichen und politischen Faktors, als Zeichen seiner „Nationalität", gilt uns seine Sprache, das Mittel, durch welche es uns zugleich seine Geschichte überliefert. So überlebt von einem Volk oder einer Rasse, welche im Kulturleben der gesamten Menschheit eine maßgebende Rolle gespielt hat, auch die Sprache die nationale Existenz des Volkes und bleibt lange hinaus noch lebendig als Überlieferungsmittel der Kulturerrungenschaften, welche auf die Erben, die neuen Völker, übergegangen sind. Ist in unserer eigenen Kultur bereits das Lateinische und seine Bedeutung für die nachrömischen Zeiten der sprechendste Zeuge für diese Thatsachen, so haben wir in der Sprache der vorsemitischen Bewohner Babyloniens eine gleiche Erscheinung vor uns. Wie unser Mittelalter eine geistige Abhängigkeit vom alten Rom und dessen Erbschaft durch seine Pflege und seinen Gebrauch des Lateinischen schon rein äußerlich zum Ausdruck bringt, so hat die babylonische Kultur für drei Jahrtausende hindurch, während welcher wir sie kennen, noch die alte Sprache jenes Volkes oder jener Rasse gepflegt und sie als heilige Kult- und, was unter jenen Verhältnissen dasselbe ist, als „wissenschaftliche" Sprache gepflegt.

Wir nennen diese Sprache die s u m e r i s c h e, weil in den späteren grammatischen Aufzeichnungen der eine der beiden Dialekte, in welchem sie aufbewahrt worden ist, und welcher die älteren Sprachformen erhalten hat, als „Sprache des Landes Sumer" bezeichnet wird. Der andere Dialekt wird „Sprache des Landes Akkad" genannt. Sumer und Akkad sind Bezeichnungen für Süd- und Nordbabylonien, welche in vorsemitische Zeit zurückgehen mögen. Wir können vernünftiger Weise dem alten vorgeschichtlichen Volke keinen andern Namen geben, als denjenigen, der uns durch die spätere Überlieferung an die Hand gegeben wird. Wie wenig er geeignet ist, das zu umfassen, was wir als Volk oder Völker ansehen müssen, welche vor dem Auftreten von Semiten die Kultur im Euphratlande entwickelt haben, ist durch das bisher ausgeführte betont worden.

Wir kennen demnach diese „Sumerer" nur aus der Kultur, welche sie den erobernden Semiten hinterlassen haben, und unter deren Überbleibseln uns ihre Sprache, in der gedachten Weise gepflegt, als deutlichstes Zeugnis entgegentritt. Zweifellos wird es im Laufe der

Zeit gelingen, noch vieles festzustellen, was ihnen eigentümlich und von den einwandernden Semiten erst angenommen worden ist. Vorläufig aber verliert sich diese Einwanderung selbst für uns noch im unklaren Frühlichte der Geschichte, so daß eine Scheidung zwischen Sumerischem und Semitischem der ersten semitischen Einwanderer auf babylonischem Boden noch für lange nicht möglich sein wird. Wie jedes Barbarenvolk haben diese Semiten die vorgefundene Kultur sich angeeignet und sind ihrem Bann verfallen. Sie haben ihr auch manches von ihrem eigenen Wesen aufgeprägt — darunter ihre Sprache — aber ihre eigene Art ist in ungleich höherem Maße dadurch beeinflußt worden, und da wir diese Semiten eben erst kennen lernen, nachdem sie diesen Entwicklungsgang durchgemacht haben, und auch dann von dem Verlauf ihrer Geschichte, als der ältesten babylonischen, noch herzlich wenig wissen, so müssen auch Rückschlüsse von diesen halb unklaren Erscheinungen auf die ganz dunkle der Sumerer noch unterbleiben.

Wir nehmen also an, daß Babylonien zu der Zeit, wo unsere Quellen anfangen zu sprechen, im 4. Jahrtausend, sich bereits im Besitz einer neuen Bevölkerung von anderer Rasse befindet, welche ihren Nationalcharakter soweit behauptet hat, daß sie die alte von ihr heilig gehaltene Sprache und Art der Sumerer immer mehr durch ihre eigene verdrängt hat und daß deren Einwirkungen stark genug gewesen sind, um ihrerseits für die folgenden Einwanderer eine ähnliche Bedeutung zu erlangen, wie sie ihre Vorgänger für sie gehabt hatten. Durch diese Einwanderung ist Babylonien ein semitisches Land geworden, die Sprache und Bevölkerung sind in dem Sinne semitisch, wie sie vorher sumerisch gewesen waren, und wie die Italiens, seit den Zeiten Roms, romanisch ist.

Die Bezeichnung Semiten für eine Völkergruppe ist ursprünglich der biblischen Einteilung in der sogenannten Völkertafel (1. Mos. 10) entnommen, indem man nach der dort gegebenen Einteilung diejenige Völkergruppe, welcher die Hebräer angehören, und welche von Sem, dem Sohne Noahs, als ihrem Stammherrn abgeleitet wird, als eine Einheit von Völkern ansah. Nach der zur Zeit der Aufnahme dieser Bezeichnung herrschenden Anschauung war diese Benennung um so berechtigter, als die angenommene Zusammengehörigkeit der betreffenden Völker tatsächlich durch die Verwandtschaft ihrer Sprachen bewiesen zu sein schien. Wir sind uns klar darüber, daß die Einteilungsgrundsätze, welche die heutige Wissenschaft befolgt, sich nicht im geringsten mit denen des alten

Orients decken kann. Dort liegen politisch-historische Anschauungen einer bestimmten Zeit, aber nicht ethnologische oder sprachwissenschaftliche Lehren vor, es werden also bei dieser Bezeichnung zwei gänzlich verschiedene Einteilungsgrundsätze miteinander vermischt. Trotzdem hat sich die Bezeichnung eingebürgert für diejenigen Völker, welche durch Sprachverwandtschaft sich als eine scharf abgesonderte Gruppe darstellen, indem man dabei das Hebräische als maßgebend ansah, von welchem, als der Sprache der Bibel, alle semitistischen und hier in Betracht kommenden orientalischen Studien im Abendlande ausgegangen sind. Dieser Einteilung liegt also die Sprache der betreffenden Völker zu Grunde, und für geschichtliche Zwecke ist diese bis jetzt auch das bequemste Einteilungsmittel, insofern, als auf einer, auch bis jetzt noch nicht überwundenen Kulturstufe sich Sprache und Nationalität im wesentlichen decken und das, was gemeinsame Sprache spricht, auch geschichtlich als Einheit aufzutreten pflegt. Physische Einheit ist dadurch nicht bedingt, und der Ethnologe kann von physischen Merkmalen ausgehend zu ganz anderen Abgrenzungslinien gelangen.

Semiten sind danach im wesentlichen: die ersten Bewohner Babyloniens, welche uns Urkunden hinterlassen haben, und die wir mangels einer aus dem Altertum überkommenen Bezeichnung babylonische Semiten nennen wollen. Ferner die Kanaanäer, d. h. diejenige Gruppe, welche wir geschichtlich zuerst auf dem Boden Kanaans kennen gelernt haben, und denen wir diesen Namen daher nach demselben Grundsatze geben. Wir werden sehen, daß diese Namen aber keineswegs ein Urteil über die Verbreitung der betreffenden Völker enthalten. Weiter bilden eine Gruppe die Aramäer, von jeher in Syrien und Mesopotamien bezeugt, endlich das Volk, dessen weltgeschichtliche Rolle ganz im Lichte der Geschichte liegt, die Araber. Das sind die vier Gruppen von Semiten, deren Geschichte in und um die Euphratländer als Mittelpunkt sich abgespielt hat. Nach engerer sprachlicher Zusammengehörigkeit bezeichnet man die drei ersten in der Regel als Nordsemiten, die Araber als Südsemiten, indem man sie mit einer fünften Gruppe zusammenstellt, deren Geschichte auf dem Boden des südlichen Arabien sich abgespielt hat, wo ihre bekanntesten Völker die Sabäer und Himjariten sind, und die von dort einen Zweig nach Afrika hinübergeschickt hat, die Habesch oder Abessinier, von deren semitischer Sprache stark afrikanisierte Töchter noch jetzt in den Volkssprachen Abessiniens leben. Wir werden sogleich sehen, daß diese engere örtliche Zusammengehörigkeit der einzelnen Gruppen zugleich einer zeitlichen Aufeinanderfolge entspricht.

Wir können nämlich jetzt das geschichtliche Auftreten der einzelnen Gruppen mit ziemlicher Deutlichkeit auch zeitlich bestimmen. Die Völkerkammer, aus welcher die Semiten kamen, ist — das erweist schon die einfachste Veranschlagung der geographischen Bedingungen — Arabien. Die gewaltige Halbinsel — dreimal so groß als Deutschland — bietet nicht den geeigneten Boden, um Völker zur Ansässigkeit zu zwingen. Es fehlt an Flußläufen, und gerade der Mangel regelmäßiger und ausreichender Bewässerung weist die Bewohner des Landes auf ein Nomadisieren hin, um immer frische Weideplätze für das Vieh zu suchen. Die Lebensbedingungen, welche das Nomadisieren bietet, reichen nie lange aus, um die durch die natürliche Vermehrung sich ergebende Bevölkerungsmenge zu ernähren, und so ist die überschüssige Bevölkerung gezwungen, sich ihre Nahrung im reichen und von den Zufälligkeiten des Regenfalls weniger abhängigen Kulturlande zu suchen. Wo das vom Euphrat aus bewässerbare Land aufhört, da fängt Arabien an, und der Beduine, der gezwungen ist, seinen nötigsten Lebensbedarf dort zu holen, kommt in immer größeren Massen, gedrängt im Rücken von neuen Scharen, welche das Land nicht mehr zu ernähren vermag, um schließlich, oft zurückgewiesen, in Zeiten der Schwäche das bebaute Land als bequemsten und nie versagenden Weideplatz zu besetzen und allmählich selbst vom Ackerbau abhängig zu werden. Je länger seine Angriffe vom Kulturlande aus durch eine starke Staatsgewalt zurückgewiesen werden, um so größer wird die Volksmenge, welche die Heimat Arabien in ihren weiten Steppen und Wüsten birgt, und um so wuchtiger schließlich der Anprall, der sich über das Kulturland ergießt, bis ihm die Umstände hier einen Abfluß eröffnen. Als solche Überschwemmung der Kulturländer Vorderasiens durch die hungernden und beutegierigen Scharen Arabiens stellt sich volkswirtschaftlich die islamische Eroberung dar, welche das Kulturland den Arabern ausgeliefert hat, und nichts anderes sind die drei vorhergehenden großen Einwanderungen gewesen.

Die arabische Eroberung im Zeichen des Islam bildet das Ende der arabischen Einwanderung; sie ist wohl eine der gewaltsamsten gewesen, da gerade die Araber lange durch die Kulturmächte zurückgehalten worden sind. Wir können ihr Auftreten über ein Jahrtausend hindurch in der Geschichte verfolgen, zum ersten Male wird ein arabischer Scheich als südlich von Damaskus ansässig im neunten Jahrhundert v. Chr. erwähnt, und von da an können wir ununterbrochene Versuche in das Kulturland einzudringen verfolgen,

bis endlich die lange zurückgedämmte Flut sich unaufhaltsam über die Provinzen des byzantinischen und neupersischen Reiches ergießt.

Weniger gewaltsam, weil weniger nachdrücklich zurückgehalten, und daher auch in etwas kürzerer Zeit verlaufen, scheint die vorgehende Einwanderung der Aramäer vor sich gegangen zu sein. Von ihr müssen wir uns denken, daß ihre letzten Wellen von den ersten der arabischen geschoben wurden. Seit dem 15. Jahrhundert v. Chr. finden wir aramäische Nomaden ständig in Mesopotamien als Eindringlinge genannt, und von da an können wir feststellen, wie die Bevölkerung Babyloniens, des nördlichen Mesopotamiens und Syriens allmählich immer mehr aramäische Bestandteile zeigt, bis die Veränderung in der Zusammensetzung der Bevölkerung dadurch unzweideutig zum Ausdruck kommt, daß Aramäisch die Volks- und Verkehrssprache im Bereiche der Euphratländer ist. In Assyrien und Babylonien sprach man seit dem 11.—9. Jahrhundert v. Chr. im täglichen Leben aramäisch. Das ehemalige „babylonische Semitisch“, identisch mit dem „Assyrischen“, also die Sprache der Keilschriften, ist vorwiegend Schrift- und Litteratursprache; es ist dem Aramäischen gegenüber geworden, was vor 3000 das Sumerische ihm gegenüber wurde.

Mit den Aramäern zusammen, wohl als eine größere Gruppe derselben Wanderung, sind die Suti von Arabien her vorgerückt. Um die Mitte des zweiten Jahrtausends werden sie als die Nomaden der syrischen Steppe genannt, und Teile von ihnen sind in den folgenden Jahrhunderten in Babylonien eingedrungen (11. Jahrhundert). Noch im 8. Jahrhundert und später wird ein Rest von ihnen erwähnt, der auf das linke Tigrisufer bis an das medische Grenzgebirge gedrängt worden ist, wo sich ihr Name in dem Sittakene der Klassiker erhalten hat. Ebenfalls gleichzeitig und als ein Zweig dieser Einwanderung aufzufassen ist das Vordringen der Kaldi oder Chaldäer, der Kasdim der Bibel. Sie scheinen mehr vom Osten Arabiens ausgegangen zu sein und sind demgemäß von Süden her in das babylonische Kulturland eingedrungen. Sie sind in dieser Hinsicht also etwa als Nachfolger der Suti anzusehen. Wir finden sie vom Ende des 2. Jahrtausends an in Südbabylonien, das seinen Namen Chaldäa von ihnen erhalten hat, in eine Menge kleiner Stammesfürstentümer zerfallend, deren einzelne Herrscher stets darauf lauern, sich in den Besitz der alten babylonischen Königsstädte, besonders Babylons, zu setzen und sich so zu Herren Babyloniens zu machen. Sie bilden so die Widersacher Assyriens im

Kampfe um Babylon, und immer wieder vertrieben, haben sie zuletzt doch das Feld behauptet, indem nach dem Sturze Assyriens (606) ein chaldäisches Fürstenhaus den Thron von Babylon bestieg und unter Nebukadnezar (605—562) den alten Kulturmittelpunkt noch einmal zum politischen Herrschersitz Vorderasiens erhob, bis die persische Eroberung der Selbständigkeit Babyloniens ein Ende machte und die Herrschaft indogermanischer Völker im Bereiche der ganzen vorderasiatischen Kultur begründete.

Weiter rückwärts gehend kommen wir zur „kanaanäischen" Einwanderung, deren Zeit ungefähr von etwas vor 2500 bis etwa 1500 v. Chr. reichen würde. Ist die aramäisch-sutisch-chaldäische vergleichsweise weniger wuchtig und umwälzend gewesen als die arabische, so haben wir in der kanaanäischen ein genaues Gegenstück zu dieser, denn ihre Ausläufer sind ebenso weit gedrungen, wie die der arabischen; sie hat das ganze Gebiet vom persischen Meere bis nach Spanien hin überschwemmt oder doch ihre vorgeschobenen Posten soweit vorgerückt.

Wir haben den Grund zur Bezeichnung dieser Einwanderung als der kanaanäischen lediglich in der Thatsache kennen gelernt, daß man einzelne ihrer Teile am besten und zuerst auf dem Boden Kanaans kennen gelernt hat. Wenn es so die das allgemeine Interesse am meisten erregenden Völker sind, welche dort ihre Wohnsitze gefunden haben, so ist es wohl kaum der stärkste und erfolgreichste Teil der Einwanderer gewesen. Um 2500 können wir in ganz Babylonien feststellen, daß das Land von der neuen Bevölkerung bereits besetzt gewesen sein muß. Es tauchen plötzlich die Götternamen der kanaanäischen Völkergruppe auf: Hadad, Ramman, Dagon, Bir u. a. und in Nordbabylonien haben wir schon in den letzten drei Jahrhunderten des Jahrtausends eine Dynastie von Königen mit nichtbabylonischen „kanaanäischen" Namen. Es ist dieselbe Dynastie, welche unter König Hammurabi Nord- und Südbabylonien endgiltig vereint und Babylon zur Hauptstadt des ganzen Reichs gemacht hat. Es ist fraglich, ob wir überhaupt Urkunden haben, welche einer Zeit angehören, die noch keine Bevölkerung dieser Art auf babylonischem Boden kannte.

Zur selben Zeit, wo Babylonien von dieser Einwanderung und Eroberung betroffen wurde, haben natürlich auch die wenigen widerstandsfähigen Länder die Massen der gleichen Völkerwanderung aufnehmen müssen, darunter Syrien und das Land, wonach wir sie benennen: Kanaan. So manches Volk der älteren Schicht ist auch

hier dahingegangen, ohne daß wir seinen Namen wüßten, aber wir sind durch Verknüpfung biblischer Erinnerungen mit den Angaben der Denkmäler jetzt im stande, doch schon manche Gruppe zu scheiden und die Bedeutung manches Namens genauer zu erkennen. Eine der ältesten Schichten muß diejenige gewesen sein, welche, an die Küste gedrängt, uns unter dem Namen der Phönicier bekannt ist. Der schmale Küstenstrich, den diese Bevölkerung in geschichtlicher Zeit besetzt hat, hat aber nie ausgereicht, um einer größeren Volksmasse, wie sie die große Völkerwanderung mit sich führte, Wohnsitze zu bieten, besonders wenn von den Steppen Arabiens her immer neue Massen nachdrängten. So sind wohl sogleich Teile dieser Gruppe über das Meer hinübergedrängt worden, auf den Wegen, welche, um diese Zeit längst bekannt und befahren, nach der nordafrikanischen und spanischen Küste führten. Nicht, wie man gewöhnlich annimmt, als Kaufmann, sondern als Eroberer wird auch der „Phönicier“ sich dort festgesetzt haben, gerade wie es in der Parallelerscheinung der arabischen Eroberung der Fall ist.

Das wird um so wahrscheinlicher, wenn wir sehen, wie zur gleichen Zeit auch Ägypten von derselben Völkerwanderung überschwemmt wird. Die Fremdherrschaft der Hyksos ist in Ägypten eine gleiche Erscheinung wie die einer „kanaanäischen“ Dynastie in Babylonien, und wenn die Überlieferung die Hyksos als Araber und als Phönicier bezeichnet, so drückt sie damit unsere Auffassung von dem Wesen dieser Einwanderung aus, indem sie in gleicher Weise bemüht ist, einen das Wesen bezeichnenden Namen für die Eindringlinge zu finden.

Wahrscheinlich wäre der richtige Name für sie Amurri, denn dies scheint eine gleiche Allgemeinbezeichnung für die betreffenden Stämme gewesen zu sein wie Aramäer &c. für die der nächsten Einwanderung. Nach ihnen wäre dann von da an das Phönicien und Kanaan in der babylonischen Geographie benannt worden. Das wäre im 3. Jahrtausend geschehen. Im 15. Jahrhundert haftet der Name am nördlichen Phönicien und seinem Hinterlande (Libanon und Antilibanon) und wir können aus den Urkunden dieser Zeit, den Tel-Amarna-Briefen, feststellen, wie von Norden her die Völker dieses Gebietes erobernd vordringen und uns so erklären, wie die älteste Schicht der biblischen Überlieferung die Ureinwohner Palästinas Amoriter nennt. (Erst die jüngere Überlieferung hat den Namen Kanaaniter, der aber in jener Zeit ebenfalls als Sammelnamen für die Völker Palästinas [also südlich von Amurri] bereits gebräuchlich ist).

Die letzte Schicht der Einwanderung, also die, welche den nachdrängenden Aramäern am nächsten stand und von ihnen geschoben wurde, ist die, welche die soeben erwähnten Urkunden als Chabiru bezeichnen, worin wir den biblischen Namen der Hebräer wieder zu erkennen haben. Noch die Bibel verwendet diese Bezeichnung nicht etwa als Namen für die Israeliten, sondern sie bezeichnet damit die Bevölkerungsschicht, welche im Gegensatz zu der ansässigen (Amoriter, Kanaanäer), erst gegen das Kulturland andrängt und sich in seinen Besitz zu bringen sucht. Es ist also der Name derjenigen Gruppe der Einwanderung, welche später anrückend noch keine festen Sitze hat und durch ihr Leben als Beduinen im Gegensatz zu der ansässigen Bevölkerung steht. Ursprünglich Name einer Stammesgruppe, hat die Bezeichnung Chabiru also dieselbe Bedeutung wie wenn wir von Beduinen oder Kabylen sprechen. In gleicher Weise hat der Volksname Suti (s. oben) so viel wie „Nomaden, Räuber" bedeutet, oder hat in Armenien der Name Kutu (s. unten) den Bergbewohner als Räuber gekennzeichnet, gerade wie jetzt der der Kurden, oder ist in späterer Zeit die Bezeichnung Aramäer gleichbedeutend mit Heide als Bezeichnung für den heidnischen Landbewohner im Gegensatz zum christlichen Städter.

Dieser Chabirugruppe gehören die Stämme an, welche sich zum Volke Israel vereinigten, ferner die Moabiter, Ammoniter, Edomiter, von denen uns die Bibel berichtet. Manchen Stammesnamen hätten uns unsere erwähnten Urkunden erhalten können, doch nennen diese die einzelnen Stämme nicht, sondern reden immer nur von der großen Masse der Chabiru, gerade wie man heutzutage auch noch in den Städten von den Beduinen (oder „Arabern") redet, ohne sich um deren Stammesnamen im einzelnen viel zu kümmern. Erscheinungen, wie sie die biblische Erzählung von Israels Eroberung des gelobten Landes schildern will, treten uns also dort in gleichzeitigen Urkunden entgegen, und die Verhältnisse, aus welchen heraus diese Berichte geschrieben sind, stellen den Kampf zwischen den älteren bereits ansässigen und den letzten von der Steppe her vordringenden Bestandteilen der großen „kanaanäischen Einwanderung" dar, in deren Rücken bereits Aramäer und Suti sich regen.

Die älteste semitische Wanderung, die babylonisch-semitische, wie wir sie genannt haben, fällt in eine Zeit, die für uns kaum schon durch Urkunden erhellt ist, oder doch wenigstens, über die wir wenig Nachrichten haben, welche uns Aufklärung über die politischen Ereignisse im einzelnen lieferten. Ihre Zeit würde das Jahr-

tausend von etwa 3500—2500 oder etwas früher sein, womit schon ausgesprochen ist, daß wir keinerlei Urkunden haben, die in ihre Anfänge hinaufreichen oder uns Aufschluß geben könnten über die Eroberung des „sumerischen" Kulturlandes.

Schon die bloße Vergleichung mit den übrigen Einwanderungen würde lehren, daß auch diese nicht das Euphratgebiet allein betroffen haben kann, sondern in gleicher Weise die übrigen in Betracht kommenden Länder, also namentlich Syrien und Palästina überschwemmt haben muß. In der That müssen diese damals ebenso wie Babylonien selbst ihre „babylonisch-semitische" Bevölkerung erhalten haben, und dieselben Zustände, welche wir im dritten Jahrtausend geschichtlich verfolgen können, müssen in den Grundzügen auch im vierten bestanden haben. Es sind dieselben Grundlagen der Kultur und entsprechende Bevölkerungsverhältnisse, also muß auch die Geschichte ähnliche Erscheinungen gezeigt haben. In der That haben wir denn auch vereinzelte Nachrichten, welche die westlichen Länder als im Besitze babylonischer Herrscher*) bezeugen, ja den Einfluß Babyloniens auf das Küstenland des Mittelmeeres und das ganze Arabien als größer erscheinen lassen, als es etwa der assyrische zur Zeit der Blüte des assyrischen Reiches im 9.—7. Jahrhundert gewesen ist. Auch auf dem Boden Palästinas selbst läßt sich in Ortsnamen jene babylonisch-semitische Periode noch feststellen, und wenn wir in der späteren Zeit erkennen, wie Phönicien und Palästina in aller religiösen Lehre, in der „Wissenschaft" von Babylonien abhängen, so hat das erst recht von jenen Zeiten gegolten, mögen wir sie auch jetzt noch für diese Länder als vorgeschichtliche ansehen müssen. Ja wenn wir sahen, wie die kanaanäische Einwanderung bis über das Mittelmeer hinüber sich erstreckt hat, so gilt ein gleiches nicht minder von der „babylonischen", wenn nicht in denselben Formen, so doch im Wesen. Eben die erwähnten geschichtlichen Nachrichten wissen von Fahrten der altbabylonischen Herrscher auf das Mittelmeer hinaus zu erzählen.

Suchten wir bis jetzt die Einwirkung der Völkermassen, welche Arabien hervorgebracht hat, auf das Kulturland zu überblicken, so bleibt nun noch ein kurzer Einblick in das innere der semitischen Völkerkammer selbst zu thun, in der wir uns durchaus keine wüste, nur unzivilisierte Beduinen beherbergende Landschaft im Natur-

*) Sargon von Agade und Naram-Sin und Könige von Uruk und Lagash.

zustande vorzustellen haben. Wenn bereits die ältesten Nachrichten auf babylonischem Boden von Handelsbeziehungen und Kriegszügen bis nach dem südlichen Arabien berichten, so beweist das, daß dessen Verhältnis zum Kulturlande dasselbe gewesen ist wie auch in den folgenden Jahrtausenden. Wenn daher später die Rolle Arabiens in der Weltgeschichte hauptsächlich auf der Vermittlung des Handels zwischen Indien und dem Mittelmeere beruht und wenn umgekehrt die Kaufleute Arabiens die Schätze der vorderasiatischen Kultur in ihre Heimat zurückbringen, so müssen wir uns dasselbe Verhältnis auch hier für jene ältesten Zeiten vorstellen.

Es ist selbstverständlich, daß die großen Abschiebungen der Völkermassen in das Kulturland als Vorbedingung jedesmalige große Umwälzungen in der Heimat hatten. Die „babylonischen Semiten“, Kananäer, Aramäer-Suti-Chaldäer, Araber, welche sich in den verschiedenen Jahrtausenden über das Kulturland ergossen, haben unter einander sich hin- und hergeschoben, sich bekämpft, Staatswesen gegründet und zerstört, wie das bei jeder Völkerwanderung der Fall ist und wie es von der unser sogenanntes Mittelalter herbeiführenden jedermann bekannt ist. Auch auf arabischem Boden können wir solche Erscheinungen mehrfach studieren: einmal in dem was die islamische Überlieferung von der vorislamischen Zeit und den endlosen Kämpfen der arabischen Stämme unter einander zu berichten weiß, dann aber in verläßlicherer Weise beglaubigt in zahlreichen Inschriften, wie sie namentlich der Boden Südarabiens, der Jemen, bewahrt hat. Wir haben bereits gesehen, daß hier ein besonderer Zweig der Semiten seine Geschichte vollendet hat, und durch die Urkunden, welche mehr und mehr zugänglich werden, werden wir auch immer mehr in stand gesetzt, hier ein oder anderthalb Jahrtausend ebenfalls vergessen gewesener Geschichte wieder herzustellen. Die Inschriften, welche Südarabien in einer aus dem nordsemitischen (sogenannten phönicischen, in Wirklichkeit in Babylonien entstandenen) Alphabet entwickelten Buchstabenschrift, uns mehr und mehr schenkt, umfassen den Zeitraum von unmittelbar vor dem Islam bis vor 1000 v. Chr. Das bloße Vorhandensein dieser Inschriften müßte allein genügen um das Bestehen einer eigenartigen Kultur, mit den notwendigen Erscheinungen, also auch Staatenbildungen zu erweisen, sie lassen uns aber bereits jetzt, wenngleich nur ein verschwindend geringer Teil bekannt ist, einige große Umrisse der geschichtlichen Entwickelung, der Völkerschiebungen und der Art der Kultur feststellen. Hier läßt sich noch deutlich er-

kennen, wie das Zusammenleben selbst in Städten und Burgen noch nicht die Organisationsformen des Stammeslebens der Beduinen aufgegeben hat. Hier bildet noch der Stamm mit seinen Unterabteilungen das Band, welches die Menschen aneinanderknüpft, nicht die Familie und das lokale Zusammenwohnen (Dorf, Stadt).

Nach Reihenfolge der Staaten und Sprache der Inschriften vermögen wir zwei große Perioden zu unterscheiden. Zunächst die minäische, oder die des Königreichs von Ma'in, deren Inschriften in einer von denen der Folgezeit dialektisch scharf unterschiedenen Sprache abgefaßt sind. Diese Periode scheint ihr Ende gefunden zu haben ungefähr im 8./7. Jahrhundert v. Chr., wo die Minäer durch die von den Assyrern begünstigten Sabäer gestürzt wurden. Deren Blütezeit deckt sich also mit dem Ende des assyrischen, dem neubabylonischen (chaldäischen) Reiche und der Perserherrschaft. Während wir aber die Herrschaft der Minäer auch in Nordarabien bezeugt finden, und diese sogar die Oberherrschaft über Gaza, als den für die arabischen Karawanenstraßen wichtigsten Hafenplatz am Mittelmeere, besessen haben, scheinen die Sabäer auf den Jemen beschränkt geblieben zu sein und den Norden den Arabern haben überlassen müssen. Man sieht, wie auch der Beginn der arabischen Wanderung, welche wir seit dem 9. Jahrhundert verfolgen können, mit zum Sturze des minäischen Reiches beigetragen hat und wie also eine Folge der neuen Verhältnisse eine Verteilung des Landes zwischen den neuen Herren des Jemen, den Sabäern, und den nach Norden, nach den Kulturländern hin drängenden „Arabern" gewesen ist.

Wann der südarabische minäisch-sabäische Zweig nach Afrika, nach Abessinien hinübergegriffen hat, können wir noch nicht feststellen. Für die sabäische Zeit ist das durch sabäische, in Abessinien gefundene Inschriften bezeugt, jedoch wird das ungleich mächtigere Minäerreich nicht minder den kurzen Weg zu den gegenüberliegenden Küsten der Eroberer zurückgelegt haben, den seine Kaufleute im Frieden zu finden wußten. Von solchen Handelsverbindungen zeugen auch Inschriften an der uralten Karawanenstraße vom Hafenplatze Kosseir am Roten Meere nach dem alten Koptos in Oberägypten, und wir dürfen aus solchen Tatsachen unsere Schlüsse ziehen auch über die Ausdehnung der Beziehungen dieses Zweiges der semitischen Rasse nach Teilen der Welt, deren gleichalterige Vergangenheit wohl noch für lange, wenn nicht für immer außerhalb des Lichtes der Geschichte bleiben wird. Südarabien ist das Bindeglied zwischen Indien einerseits und Afrika anderseits. In

geschichtlicher Zeit haben südarabische Herrscher Azania, die ostafrikanische Küste südlich von Kap Guardafui (Somaliland) besessen.

Der südarabische Zweig hat auch nach dem Emporkommen der Sabäer noch seine Geschichte gehabt, noch manche Umwälzung hat sich vollzogen, ehe er von den Arabern endgiltig niedergeworfen wurde, als diese im Zeichen des Islam ihren Siegeszug über die Welt antraten. Etwa im 1. Jahrhundert v. Chr., vielleicht etwas früher, sind sie durch ein anderes stammverwandtes Volk, die Himjaren, gestürzt worden. Zu ihrem Sturze scheint die Politik der Ptolemäer beigetragen zu haben, welche ihnen im Handel mit Indien durch Eröffnung einer unmittelbaren Seeverbindung sicher die ergiebigste Quelle ihrer Macht abgruben. Die Himjarenherrschaft zeigt daher noch ein weiteres Zurückgehen der Macht Südarabiens von der ehemaligen Höhe, und von nun an toben die Kämpfe zwischen den einzelnen Stämmen immer heftiger, bis sogar das Land von Abessinien herüber in den letzten Jahrhunderten vor dem Islam unterworfen wird und unter Fremdherrschaft steht. Abessinien war dabei von Byzanz unterstützt, und wir sehen, wie die Weltpolitik der christlichen Staaten hier zusammen hält gegen das alte südarabische Wesen. Daher sucht das Himjarentum in diesem Kampfe Rückhalt bei der nichtchristlichen, im steten Kampfe mit den Byzantinern liegenden Großmacht, bei dem neupersischen Sassanidenreiche. Das hat zu einer Eroberung des Jemen durch die Perser geführt. Unter deren Herrschaft hat der Jemen dann gestanden und sein „Heidentum" gegenüber dem abessinisch-byzantinischen Christentum und dessen Herrschaftsgelüsten behauptet, bis etwa 60 Jahre später der gewaltige Sturm des Islam fast die ganze Kulturwelt Vorderasiens mitsamt der Wiege der semitischen Völker überschwemmte und Arabien arabisch machte.

Das sind in großen Zügen die Schichtungen der semitischen Völker, welche aus ihrer Heimat Arabien sich über die Kulturländer ergossen. Wir wenden nun unsere Aufmerksamkeit nach Nordwesten, wo von Kleinasien her die Völkermassen einer anderen Rasse bis tief in den vorderasiatischen Kulturbereich eingedrungen sind und eine Geschichte und eigenartige Kultur entwickelt haben. Zwar wird dieser Zeitraum durch geschichtliche Urkunden erst wenig erhellt, aber wir vermögen doch bereits zu erkennen, daß zum mindesten im 2. und auch 3. Jahrtausend sich eine eigenartige, selbständige, wenn auch mit der babylonischen wohl im Austausch stehende, vielleicht von ihr abhängige Kultur entwickelt hatte. Deren Sitz ist im wesent-

lichen Kleinasien, von wo sie nach Syrien hinübergegriffen hat, wie wir sogleich sehen werden. Hier treten uns ihre Denkmäler entgegen und über ihr dortiges Auftreten melden unsere ersten Nachrichten aus babylonischen und ägyptischen Quellen. Wenn wir aber sehen, wie von dort her in den verschiedenen Jahrhunderten immer neue Völkermassen als ein Gegenstrom gegen die von Süden her vorrückenden Semiten nach Syrien und den Euphratländern eindringen, so weist uns diese Tatsache allein darauf hin, daß die große Völkerkammer, aus der diese Einwanderung immer neuen Zufluß erhielt, in Europa zu suchen ist, daß wir es also hier mit Erscheinungen zu thun haben, wie sie in späterer Zeit die von Europa her erfolgenden indogermanischen Einwanderungen der Griechen und Kelten bilden. Beginnt das Dunkel, welches auf diesen Völkerschiebungen lastet, sich auf asiatischen Boden durch das Licht der asiatischen Kultur erst schwach zu erhellen, so deckt die Vorgänge auf europäischem Boden noch völliges Dunkel, wenngleich mancherlei Berührungen der vorderasiatischen Reiche mit dem werdenden Griechenland bereits für eine von der hellenischen Überlieferung kaum je erreichte Zeit manches erhoffen lassen, und uns den Beweis liefern, daß von hier aus ein Weg in das vorgriechische Europa führt, den frei zu legen nur eine Frage der Zeit oder — der aufzubringenden Geldmittel ist.

Diese kleinasiatische Kultur tritt uns greifbar in einer immer mehr anschwellenden Zahl von Denkmälern entgegen, welche sie auf ihrem heimischen Boden und in Syrien hinterlassen hat, vorwiegend Skulpturen, wie den großen und umfangreichen von Boghaz-Kioi in Kappadokien, und Inschriften, welche bisher hauptsächlich in Cilicien und Syrien, südlich bis Hamath gefunden worden sind. Wir nennen sie hethitisch, mit einer Bezeichnung, welche aus dem Namen des uns geschichtlich am besten bekannten Volkes oder besser Staates zurechtgemacht ist. Denn als Chattiland wird von den Babyloniern das kleinasiatische Reich bezeichnet, das im 2. Jahrtausend und früher neben den babylonischen und ägyptischen Staatenbildungen steht, und als Cheta bezeichnen es die Ägypter. Das ist aber nicht der Name des betreffenden Volkes, sondern, wie Babylonien die verschiedenartigsten Völkermassen aufgenommen hat, die wir als Babylonier bezeichnen, so ist Chatti die uralte Bezeichnung des Landes, während das Volk, das ihr den Ursprung gegeben haben könnte, für uns noch lange nicht erreichbar ist, wenn sie überhaupt auf einen Völkernamen zurückgeht. Wir werden eine entsprechende Bezeichnung noch für das alte Armenien in seinem babylonischen Namen Guti

kennen lernen. Es ist also sehr wohl zu beachten, daß dieser Name der Hethiter oder Chatti eine künstliche Gesamtbezeichnung ist, welche sich durchaus nicht mit dem der jeweiligen Völker deckt, die sich dort im Laufe der Jahrhunderte in der Herrschaft ebenso abgelöst haben, wie das in den übrigen Kulturländern der Fall gewesen ist. Wir sprechen daher in diesem Sinne von einer hethitischen Rasse oder Völkergruppe, wie wir auch später noch von Elam sprechen werden.

Was wir über diese Hethiter erfahren, verdanken wir bis jetzt ausschließlich den babylonisch-assyrischen und ägyptischen Nachrichten. Ihre eigenen Inschriften sind für uns noch stumm. Sie sind in einer eigentümlichen Schrift abgefaßt, deren einzelne Zeichen Bilder von Tieren, Körperteilen und allen möglichen Gegenständen bilden, also mit den ägyptischen Hieroglyphen vergleichbar sind, sonst aber nichts mit ihnen gemein haben. Eigentümlich ist den Inschriften, die wir bis jetzt kennen, daß sie in großer Anzahl die Schriftzeichen erhaben, nicht eingeritzt zeigen, wie es bei Keilschrift und Hieroglyphen der Fall ist. Ihre Entzifferung ist vorläufig noch nicht gelungen, die mühsamen und scharfsinnigen Versuche, die angestellt worden sind, konnten zu keinem Ergebnis führen, weil das Material noch zu gering und mangelhaft ist, trotzdem die Anzahl der Inschriften ständig wächst. Die Sprache der Hethiter oder besser die Sprachen der hethitischen Völker sind uns daher noch unbekannt und wir müssen deshalb auf dieses erste Mittel, ihre Volkseigentümlichkeiten zu erfassen, verzichten. Aus der großen europäischen Völkerkammer kommend, bilden sie die Vorläufer der Indogermanen, welche erst etwa im 8. Jahrhundert hier auftreten, sie bilden den Gegenstrom gegen die Semiten; vorläufig können wir daher nichts sagen als: sie sind weder Indogermanen, noch Semiten, ihre Bezeichnung Hethiter müssen wir neben die dieser beiden Völkergruppen als selbständig stellen. Wir werden noch sehen, daß uns in Mesopotamien und auf armenischem Boden zwei ihrer Sprachen inschriftlich besser zugänglich sind. In wieweit etwa in dem Georgischen sich ein Rest solcher Sprachen erhalten hat, muß noch dahingestellt bleiben, wenn es auch von vornherein vermutet werden darf.

Das Chattiland hat im babylonischen Gesichtskreis als fester Begriff bereits im 3. Jahrtausend gelegen, denn astrologische Aufzeichnungen ziehen es ebenso in ihren Bereich wie Elam, Guti (Armenien) und die verschiedenen Staaten im Euphratbereiche. Die erste Gruppe hethitischer Völker, welche uns entgegentritt, ist uns nicht auf dem Boden des Chattilandes, am Halys, bezeugt, sondern

in Mesopotamien, zu beiden Seiten des oberen Euphrat und in der Landschaft vom Euphrat bis östlich zum Gebiete von Assyrien hin. Hier in Naharina, wie es die Ägypter nennen, sitzt im 15. Jahrhundert das hethitische Volk der Mitani, dessen Könige mit den Pharaonen der 18. Dynastie Verkehr unterhalten, und welche also zwischen diesen und den (damals kassitischen) Herrschern von Babylon stehen. Wir haben in dem Funde von Tel-Amarna eine Reihe von Briefen ihres Königs Duschratta an Amenophis III. und IV., in welchen über Geschenke und Aussteuer der in den Harem des Pharao zu entsendenden Töchter weidlich gefeilscht wird und auch allerhand diplomatische Häkeleien verhandelt werden. Sie sind in Keilschrift und babylonisch-assyrischer Sprache geschrieben bis auf einen, der in der Landessprache abgefaßt ist und für uns also die eine, recht umfangreiche, Probe einer hethitischen Sprache giebt.

Wir haben in diesen Mitani somit die älteste uns bis jetzt bekannte aber natürlich nicht die überhaupt älteste Schicht der hethitischen Völker zu sehen, welche im 15. Jahrhundert bereits ihre dortigen Sitze eingenommen hatte, also mindestens im 16. oder 17. Jahrhundert sich hier festgesetzt haben muß. Damals ist Assyrien noch ein kleiner Staat, der gerade anfängt, um sich zu greifen; im 14. Jahrhundert hat er die Mitanifürsten gestürzt und ihr Land besetzt. Den Anfang der Gegnerschaft vermögen wir bereits in den Tel-Amarna-Briefen festzustellen, wenn auch damals noch Mitani die überlegene Großmacht ist und Ninive besitzt oder erobert.

Wir müssen das Mitanivolk vorläufig noch als die erste mit Sicherheit feststellbare Schicht der Hethiter bezeichnen. Die erste, welche gegen die Euphratländer und Syrien vordrang, ist es nicht gewesen, das geht von vornherein aus der Bedeutung hervor, welche die älteren astrologischen Aufzeichnungen der Babylonier dem Chattiland zuschreiben.

Daß auch Syrien und Palästina von dieser gegen den kanaanäischen Strom anarbeitenden Einwanderung betroffen worden sind, kann man aus Namen schließen, die palästinensische Fürsten in der Tel-Amarna-Zeit führen. Wir müssen also annehmen, daß die beiden Völkerwogen in Mesopotamien, Syrien und Palästina in der Zeit von 2000—1500 v. Chr. aufeinanderstießen und sich hier miteinander vermischten.

Das 15. Jahrhundert zeigt in den Tel-Amarna-Briefen dann den Streit der vier großen Kulturmächte um Syrien und Palästina. Das Land gehört Ägypten, bedroht wird es von Babylonien, das

unter der Herrschaft der noch zu erwähnenden Kassiten steht, von Mitani als der Großmacht des oberen Euphratlandes (Mesopotamien-Naharina) und von dem „Könige des Landes Chatti". Dieser letztere ist dabei der für Ägypten am meisten zu fürchtende Gegner, denn den Spuren der früheren „hethitischen" Einwanderungen folgend, ist er bereits in Syrien eingedrungen und rückt unaufhaltsam vorwärts. Diese Eroberung ist nicht zum Stillstand gekommen, sondern in der Folgezeit ihren Weg weiter gegangen, so daß im 14. und 13. Jahrhundert „Hethiter" südlich bis an die Nordgrenzen von Palästina vorgedrungen sind, wo sie am Fuße des Hermon und im nördlichsten Palästina noch die biblische Überlieferung kennt. Als im 12. Jahrhundert Ägypten wieder Ernst mit seiner Herrschaft über Palästina und Syrien zu machen suchte, mußte es daher mit den Cheta um diese kämpfen und Ramses II. weiß viel von seinen Siegen zu rühmen*), die aber doch keinen anderen Erfolg hatten, als daß er einen Frieden schloß, welcher den Cheta das nördliche Phönicien und Syrien überließ. Nicht Ägypten hat ihre Macht hier gebrochen, sondern das um 1100 zum ersten Male bis an das Mittelmeer vordringende Assyrien hat das Stammland von den syrischen Besitzungen losgerissen und die nunmehr Syrien überschwemmenden Aramäer haben dann ihrerseits die hethitische Hochflut zurückgedrängt, wie diese der „kanaanäischen" entgegengewirkt hatte. Nur in Karchemisch am Euphrat hat sich ein Staat mit überwiegend hethitischem Charakter und deshalb als Chattistaat von den Assyrern bezeichnet, aus dieser Zeit bis ins 8. Jahrhundert behauptet, wo (717) Sargon seiner Selbständigkeit ein Ende machte, nachdem er schon längst Vasallenstaat der Assyrer oder der sonstigen jeweiligen Oberherrn Syriens gewesen war.

Es hat sich bei dieser Chattiherrschaft um eine Eroberung Syriens durch eine Großmacht gehandelt, welche ihren Sitz in Kleinasien hatte und behielt, also um eine gleiche Erscheinung wie die ägyptische Herrschaft. Während aber diese keine überschüssigen Volksmassen in das eroberte Land führte, hat die hethitische das Land auch mit ihren Völkermassen überschwemmt, wenngleich das nicht in dem Maße der Fall gewesen sein kann, wie bei den semi-

*) Eines der wichtigsten Ereignisse war die Eroberung von Kadesch am Orontes, welches den Cheta gehörte. Man hat daraus früher eine „Hauptstadt" eines assyrisch-hethitischen Reiches gemacht, die gelegentlich noch in den Geschichtsdarstellungen herumspukt. Kadesch war nichts als eine der (südlichsten) im Besitz der Cheta befindlichen Städte.

tischen oder den früheren „hethitischen". Die Eroberung eines Landes durch einen Staat bringt ihm, im Gegensatz zu einer Einwanderung noch nicht civilisierter Völker, nur eine neue Herrschaft mit dem zu deren Aufrechterhaltung nötigen Menschenmaterial, hauptsächlich von Kriegern, Beamten und Feudalherren. Daß auch überschüssige Volksmengen dabei abgelagert werden, ist selbstverständlich, jedoch wird dadurch nicht der ganze Charakter der Bevölkerung bestimmt, und so sind die von dieser Eroberung betroffenen Länder damals nicht in dem Maße hethitisiert worden, wie sie durch die semitischen Einwanderungen im Charakter ihrer Bevölkerung bestimmt wurden.

Es ist nur natürlich, daß diese Eroberer in den Tel-Amarna-Briefen und in den ägyptischen Inschriften stets mit dem Namen ihres Landes als Chatti oder (ägyptisch) Cheta bezeichnet werden. Da wir hier die einzelnen Schichten der hethitischen Rasse feststellen wollen, so müssen wir uns gegenwärtig halten, daß das nicht der Name des Volkes war, wie das mit Mitani und den noch anzuführenden der Fall ist, sondern der des Landes. Uns bleibt nichts übrig, als die Benennung unserer Quellen beizubehalten, da wir nicht wissen, wie das damals in Chattiland herrschende Volk sich nannte, wenn also von Chatti oder Cheta kurzweg die Rede ist, so ist diese Schicht der Hethiter gemeint.

Vielleicht, daß ihr als Volksname dieselbe Bezeichnung zukommen würde, die Gesamtbezeichnung der damals im südlichen Kleinasien erobernd vordringenden Bevölkerung war und die Erinnerungen ihres Daseins auch im übrigen Kleinasien hinterlassen hat. Von der Südküste aus wird das Mittelmeer damals von den räuberischen Lukki der Tel-Amarna-Briefe, den Luka oder Ruka der Ägypter, beunruhigt und der König von Alaschia (Cypern) meldet von ihren Einfällen in sein Land. Sie haben den Landschaften Lykien und Lykaonien den Namen gegeben, und noch in klassischer Zeit kennt Strabo in Kappadokien die Leukosyrer, mit der verwunderten Bemerkung, daß es doch keine schwarzen Syrer gäbe. Die Bezeichnung ist eine Volksetymologie, welche weiße Syrer aus den Lukki-Syrern, d. i. den Luki von Suri, gemacht hat. Suri (woraus Syrien entstanden) ist die altbabylonische Bezeichnung des ganzen Ländergebietes von Kappadokien bis nach Medien im Osten (Mesopotamien und Assyrien mit umfassend). So haben wir von Lykien über Lykaonien eine Kette für die Lukki bis nach Kappadokien, dem „Lande Chatti". Endlich kennt die Ilias einen ver-

sprengten Rest von ihnen in der Troas in gleicher Weise, wie uns das noch bei den Kilikiern begegnen wird.

Hat es sich hier um Einwanderungen gehandelt, welche immer neue Massen aus der großen Völkerkammer Europa herbeiführten, so brauchen wir uns nicht zu wundern, wie auch nach der Chatti-eroberung neue Völker herandrängen. Das ist aber nur möglich, wenn eben der Chattistaat, der bisher Kleinasien beherrscht hatte, von diesen über den Haufen gerannt worden war. Wäre das nicht der Fall gewesen, so würden die neuen Völker immer erst zu „Chatti" geworden und im Lande geblieben sein, um von dort aus als Staat das Nachbarland Syrien zu erobern, nicht aber dorthin einzuwandern. Bald nach dem Frieden mit Ramses II., also etwa im 12. oder 11. Jahrhundert, als Syrien von den Aramäern besetzt wurde, muß daher auch der Chattistaat Kleinasiens eine vernichtende Eroberung erfahren haben, welche von neu einwandernden Völkern ausging. Wir finden dementsprechend in den assyrischen Nachrichten aus dem 11. Jahrhundert ein stark verändertes Bild. Dort wo einst die Mitani gesessen und von Assyrien hinausgedrängt worden waren, sitzen jetzt zu beiden Seiten des Euphrat, in dem später nach ihnen Kommagene genannten Lande die Kummuch, ein als Stammverwandte der Mitani, also als neue hethitische Ankömmlinge deutlich erkennbares Volk. Assyrien war mittlerweile aus diesen Ländern wieder verdrängt worden, jetzt dringt es abermals vor und Tiglat-Pileser I. unterwirft Kummuch. Schon aber schieben sich wieder neue Schichten der Einwanderung vor, das Gebiet der Kummuch, unter assyrischem Schutze stehend, wird von den Muski bedroht, hinter denen von Klein-Armenien her noch weitere Volks-massen, die Kasku und Tabal, nachdrängen. Diese werden aber ebenfalls bereits als „Chatti" bezeichnet, müssen also zu den Herren des alten Chattilandes in engster Beziehung gestanden haben. Tiglat-Pileser hat auch den Chattikönig besiegt und sich dadurch den Weg nach dem Mittelmeere freigelegt und die Ansprüche auf Syrien und Nordphönicien erworben, welche einst Ramses (S. 22) an den Cheta-könig abgetreten hatte. Durch Tiglat-Pilesers energisches Eingreifen sind die Muski nach Mesopotamien zurückgewiesen worden, Klein-asien haben sie aber besetzt, denn noch im 8. Jahrhundert bezeichnet der Assyrer Sargon einen Gegner, der dieselbe Stellung einnimmt, wie einst der „König von Chatti" in den Tel-Amarna-Tafeln, als König von M u s k i, obgleich wir sehen werden, daß dessen Volk ein ganz anderes als die Muski war. Die Kasku und Tabal sind

ebenfalls durch diese Zurückweisung der Muski vom Euphratlande abgedrängt worden, noch im 8. Jahrhundert und später kennt man sie als die Bewohner des östlichen Kleinasiens (Klein-Armenien, Pontos); einen Rest der Tabal wird man mit Recht in den Tibarenern der Klassiker sehen, ob die Kasku den Kolchern ihren Namen gegeben haben, ist weniger sicher.

Etwa gleichzeitig muß westlich von diesen letzteren sich das Volk der Chilakku seine Wohnsitze gesucht haben, also etwa den Spuren der Lukki folgend. Sie haben der Landschaft am mittleren Halys den Namen gegeben, wo noch Herodot die Kilikier kennt, und wo auch die Assyrer im 9.—7. Jahrhundert mit ihnen zu tun haben. Beim Sturze Assyriens hat sich daraus ein Staat gebildet, der zwischen Lydien, Medien und dem neubabylonischen Reiche der Chaldäer kurze Zeit eine selbständige Rolle gespielt hat, bis spätestens durch Kyros ihm ein Ende bereitet wurde. Der Name des Volkes ist durch die persische Verwaltungseinteilung auf den Teil dieses Reiches übergegangen, der jenseits, südlich des Taurus lag. Hieran haftet der Name Kilikien-Chilakku seitdem. In die Zeit der ersten Wanderungen der Chilakku, wo sie Kleinasien ganz oder zum großen Teil überschwemmt haben, weist uns aber die Thatsache, daß im 9. oder 8. Jahrhundert die Ilias noch einen vom Hauptvolk losgelösten Teil der Kilikier in der Troas kennt. Also auch hier eine gleiche Erscheinung wie bei den Lukki.

In den Tabal suchte im 8. Jahrhundert Sargon Freunde und einen Pufferstaat zwischen Taurus und Halys gegen eine sich jetzt in Kleinasien wieder regende Großmacht zu gewinnen. Eine seiner Töchter wurde die Frau des „Königs von Tabal", der aber bei seinem Volke nie dauernd Ansehen gewinnen konnte, sodaß es bei der Zerrissenheit in die verschiedenen Gaufürstentümer blieb. Den Gegner Assyriens, gegen den dieser Tabalstaat Schutz gewähren sollte, nennt Sargon Mita von Muski, d. h. er bezeichnet ihn als König des Volkes, welches einst die Erbschaft des Chattistaates angetreten hatte. Dieser Mita greift Assyrien von Nordwesten her in Kleinarmenien und südlich vom Taurus in (dem später sogenannten, von den Assyrern als Kue bezeichneten) Kilikien an. Er ist also der Herr des westlichen Kleinasien, und der Sitz seines Reiches muß in Phrygien und am Halys gewesen sein. Er ist niemand anderes als der von der klassischen Überlieferung richtig in dieselbe Zeit gesetzte Midas von Phrygien, der bald nach 700 seinen Tod im Kampfe mit den noch zu erwähnenden Kimmeriern fand, und dessen

Regierung nach den Erwähnungen bei Sargon etwa von 720 bis nach 700 gedauert hat. Er versucht die alte Politik der Chatti wieder aufzunehmen und gegen Syrien vorzudringen. Bei ihm sucht daher das letzte Überbleibsel ehemaliger Chattiherrschaft in Syrien, der kleine Staat von Karchemisch am Euphrat, Anschluß gegen Assyrien, seine Angriffe werden jedoch zurückgewiesen, und die neu hereinbrechende Flut der kimmerischen Einwanderung — von den Assyrern nach Kleinasien abgelenkt — brachte ihm den Untergang.

Die griechische Überlieferung bezeichnet Midas als Phryger, und die Phryger sind zweifellos ein indogermanisches Volk gewesen. Damit erscheint also eine neue Rasse, die indogermanische, zum ersten Male auf dem Boden Vorderasiens nachweisbar. Während gleichzeitig die Griechen über die Inseln sich an der kleinasiatischen Küste festsetzen, müssen die Phryger über Thrakien und das Schwarze Meer her in Kleinasien eingedrungen sein, und haben hier im 8. Jahrhundert auf dem Boden der alten Chattikultur kurze Zeit eine Großmacht gebildet, die sich historisch als eine Erbschaft des alten Chattireiches darstellt. Lange hat sie nicht gedauert, in der griechischen Überlieferung aber ist des letzten Königs Andenken lebendig geblieben, da die Ansiedler der Küste mit ihm in Berührung kommen mußten, wohl auch unter seiner Botmäßigkeit standen. Denn ein Großstaat, der selbst Syrien wieder zu erobern trachtete und sich mit Assyrien maß, kann auf die Häfen der kleinasiatischen Küste nicht verzichtet haben.

Noch einmal erhebt sich nach seinem Sturze in Kleinasien eine Großmacht: Lydien unter Gyges, das also die Erbschaft Phrygiens und damit der alten Chatti-Muski antritt. Die Lyder werden keine Indogermanen, sondern ein hethitisches Volk gewesen sein. Die Vorgänge der Vorzeit im Westen Kleinasiens werden aber noch nicht durch das Licht erreicht, welches vom Osten ausgeht, und so müssen wir uns darauf beschränken, hier diese letzte Periode der Herrlichkeit eines hethitischen Volkes festzustellen. Auch ein Gyges, Alyattes und Kröjus sind in den Bahnen der alten Chatti-Politik gewandelt, indem sie gegen Assyrien und deren Erben, die Meder und Babylonier und dann die Perser, Syrien zu erobern trachteten. Die persische Eroberung durch Kyros hat schließlich aller Selbständigkeit Kleinasiens ein Ende gemacht, und die Macht des Griechentums hielt den Völkern im Innern stets so weit die Wage, daß sie das Haupterfordernis zu einer Großmacht, die Seeherrschaft, nie wieder erlangen konnten. Von da an giebt es nach dem Verfall Persiens nur

kleinere Barbarenstaaten mit rasch wechselnder Bevölkerung. Bis in die römische Zeit hinein aber haben auch diese noch Erinnerungen, wenn auch kaum mehr verstandene, der alten Chattikultur lebendig erhalten.

Midas hat sein Ende durch neu einwandernde Indogermanen gefunden. Ehe wir deren Eindringen feststellen, müssen wir erst noch einen Blick auf den nächsten nach Osten gelegenen Schauplatz der vorderasiatischen Geschichte werfen, auf Armenien. Dieselben ältesten babylonischen Nachrichten, welchen Kleinasien das Chattiland ist, bezeichnen das Gebirgsland, aus dem Euphrat und Tigris kommen, als Gutu oder Kutu. In allen Zeiten wie bis auf den heutigen Tag (Kurden) ist es ein Sitz von räuberischen Gebirgsvölkern gewesen, und wenn der Chatti oder Kleinasiat für den Babylonier und Assyrer der Inbegriff der Leichtfertigkeit und Unbeständigkeit ist, so heißt Kutäer so viel wie: unbotmäßig, räuberisch, genau wie das heutzutage in denselben Gegenden mit der Bezeichnung Kurde der Fall ist. Trotzdem hat auch dieses Bergland im Bereiche der babylonischen Kultur gestanden, mehr oder minder, je nachdem die Macht des Kulturstaates größer war oder die Einwanderungen der Naturvölker sich zu Tal ergossen. Ist doch das armenische Gebirge, der Nißir, die Stätte, wo die babylonische Sintfluterzählung die Arche des Xisuthros-Noah landen läßt. Der Zufall hat es gefügt, daß an diesem Gebirgszuge bis auf den heutigen Tag der über 5000 Jahre alte Name von Gutu hängen geblieben ist, denn nach dem Koran nennt man ihn noch jetzt Gebel Gudi (Dschebel Dschudi), kutäisches Gebirge. Bereits aus dem dritten Jahrtausend haben wir eine Weihinschrift aus dem Sonnenheiligtum von Nordbabylonien, Sippar, von einem König der Guti herrührend, völlig in Schrift und Sprache der gleichzeitigen altbabylonischen Inschriften geschrieben. Dann erfahren wir erst wieder näheres, als im 11. Jahrhundert Assyrien anfängt, sich nach Armenien zu erobernd auszudehnen, und dieselben Nachrichten Tiglat-Pilesers I., welchen wir die Angaben über die Muski und Kummuch verdanken, beweisen uns, daß auch Armenien von jenen „hethitischen“ Einwanderungen überschwemmt worden ist und dadurch die gleiche Bevölkerung wie Kleinasien erhalten hat. Auch hierdurch erweisen sich die hethitischen Einwanderungen als genau entsprechende Vorgänger der sogleich zu besprechenden indogermanischen.

Wir lernen aus den seit dem 9. Jahrhundert immer reicher fließenden Nachrichten der Assyrer eine Anzahl Namen von Völkern kennen, welche östlich bis an den Urumijasee und die Grenzen

Mediens saßen und welche wir als die östlichen Vorposten der hethitischen Völker ansehen müssen. Hier, im Osten, scheinen sie auf die Völkermassen gestoßen zu sein, welche aus der östlichen Völkerkammer, aus dem inneren Asien gekommen sind, und mit denen wir uns noch zu beschäftigen haben.

Soweit unsere Kenntnisse bis jetzt reichen, haben wir aus diesen Ländern eigne Nachrichten nur aus der Zeit vom 9. bis zum Ende des 7. Jahrhunderts, wo um den Vansee und mit dem heutigen Van als Mittelpunkt, (damals Thuspa geheißen, wovon der klassische Name des Vansees lacus Thospitis) das Reich von Biaina, wie es seine eigenen Herrscher nennen, oder von Urarthu (Ararat der Bibel), wie die Assyrer sagen, geblüht hat. Die Bevölkerung bildet einen Zweig der Hethiter und zwar einen jüngeren, als die Kummuch und Muski waren. Haben wir aber deren Anwesenheit in Armenien in den Nachrichten des 11. Jahrhunderts bezeugt gefunden, so ist auch in den Inschriften der Könige von Biaina-Urarthu deutlich zu erkennen, daß die damalige Bevölkerung die Erbschaft jener angetreten hat. Wir verdanken die Nachrichten über dieses Reich außer den Assyrern den Inschriften, welche die Könige selbst über das ganze Gebiet ihres Reiches hin haben errichten lassen und in welchen sie ihre Eroberungen in ihrer eigenen Sprache und in einer aus der gleichzeitigen assyrischen zurechtgemachten Schrift erzählen. Wir haben ihrer bereits gedacht als der zweiten uns bekannten hethitischen Sprache neben dem Mitani. Namentlich im 8. Jahrhundert ist Biaina-Urarthu ein gefährlicher Gegner Assyriens gewesen, so daß es beim Regierungsantritt Tiglat-Pilesers III. sogar das nördliche Syrien unter seinen Einfluß gebracht hatte und erst durch Tiglat-Pileser aus diesem Gebiete wie aus Mesopotamien hinausgeworfen werden mußte. Sargon hat dann seine Macht gebrochen, vernichtet wurde es aber durch die gleichzeitig hereinbrechende Hochflut der indogermanischen Einwanderung, welche bereits vorher das phrygische Reich in Kleinasien hatte entstehen lassen.

Wenn nämlich im 8. Jahrhundert die kleinasiatische Westküste in den Griechen, das Innere in den Phrygern eine indogermanische Bevölkerung erhalten hatte, wenn wir weiter noch sehen werden, daß gleichzeitig und früher in Medien die indogermanischen Meder sich bemerkbar machen, so ist klar, daß auch das armenische Reich von den Fluten der großen Völkerwanderung, der ersten indogermanischen, die wir hier feststellen können, umspült worden sein muß.

Nachdem Sargon die Kraft Armeniens gebrochen hatte, ver-

mochte dieses dem Andrängen der Indogermanen nicht mehr Stand zu halten, und so hören wir bald darauf, wie im Gebiete Armeniens östlich bis an den Urumijasee hin, neue indogermanische Stämme sich festsetzen und das Gebiet der verschiedenen bis dahin von hethitischen Völkern bewohnten Länder an sich reißen. Für Armenien war das natürlich eine viel gefährlichere Nachbarschaft als die der früheren Staaten, welche leichter in Abhängigkeit zu erhalten gewesen waren und nicht daran denken konnten, angreifend vorzugehen. Es war daher Aufgabe der assyrischen Politik, die neuen Feinde gegen einander auszuspielen und sie dadurch von den Grenzen des Reiches fernzuhalten. Am weitesten östlich saßen die Aschkuza, deren König Bartatua, als Skythenkönig Protothyes bei Herodot genannt, von Assarhaddon gewonnen und durch Verschwägerung an das assyrische Königshaus gefesselt wurde. Die Aschkuza sind bis zum Sturze Assyriens seine Bundesgenossen geblieben und Madyes, der Sohn Bartatuas, machte noch zuletzt einen Versuch, dem bedrängten Ninive zu Hilfe zu kommen. Die östlich davon sitzenden Meder waren Gegner Assyriens und naturgemäß ihrer Nachbarn, der Aschkuza, sie hielten daher zu dem neuaufstrebenden Babylonien und wurden die Bundesgenossen des chaldäischen Königshauses, mit dem sich ihre Könige ihrerseits verschwägerten. Westlich von den Aschkuza saßen die Kimmerier, welche das eigentliche Urarthu überschwemmten und ihrerseits wieder Gegner der Assyrer und Aschkuza waren. Es gelang Assarhaddon, sie von den assyrischen Grenzen zurückzuweisen, und sie wurden allmählich nach Westen abgedrängt, bis sie sich in verheerendem Zuge über Kleinasien ergossen, wo ihnen das Reich der Phryger unter Midas zum Opfer fiel. Auch das schnell emporgekommene Lydien unter Gyges, das anfangs Anschluß an Assyrien gesucht und gefunden, wurde von ihnen überschwemmt, aber hier verlief sich ihre Hochflut, wie das mit so mancher Überflutung von Kulturländern durch Barbaren der Fall gewesen ist, und unter Gyges' Sohn erholte sich Lydien wieder. Gleichzeitig und bald darauf folgend sind immer neue Indogermanenstämme in Kleinasien eingefallen. Die klassische Überlieferung nennt als Bundesgenossen der Kimmerier die Trerer, und assyrische Quellen erwähnen namentlich noch die Saparda. In späterer Zeit ist deren Name (Sepharad) in der Bibel und in den keilinschriftlichen Urkunden der Seleucidenzeit Bezeichnung für Kleinasien (etwa das pergamenische Reich und die spätere römische Asia), wodurch die Tatsache zum klaren Ausdruck kommt, daß dieses Volk in all dem Hin und Wider der großen Völker-

wanderung in Kleinasien schließlich eine Zeit lang herrschend gewesen sein muß. Kleinasien aber hat durch diese neuen Einwanderungen eine indogermanische Bevölkerung gewonnen, welche über die alte hethitische gesiegt hat. Dasselbe gilt von Armenien, dessen Bevölkerung von nun an ebenfalls einen indogermanischen, aber durch die alten Einwohner besonders stark beeinflußten Charakter trägt.

Das ist die erste indogermanische Einwanderung in diesen Gegenden, deren Hochflut etwa das 7. Jahrhundert ausgefüllt hat. Die nächste ist die keltische im 4. Jahrhundert.

Nunmehr wenden wir uns weiter ostwärts gehend dem Lande zu, welches nördlich von der die Euphrat- und Tigrislandschaft begrenzenden Gebirgskette liegt, Medien. Das babylonische Altertum, welches Armenien als Guti bezeichnet, nennt Medien Anzan, faßt es aber gewöhnlich mit Suri zusammen, sodaß ihm Anzan und Suri, als die Länder, welche von Elam im Osten bis an den Halys im Westen reichen, als ein politischer Begriff erscheinen. Vielleicht haben die Bevölkerungsverhältnisse jener ältesten Zeiten dazu beigetragen, und das späte Mederreich wäre ein Analogon zu einer solchen politischen Staatenbildung, vielleicht spricht dabei aber auch die Anschauung mit, welche das Altertum von dem Taurus hat, indem sie die asiatischen Gebirge als dessen Fortsetzung bis zum Hindukusch hin ansieht. Ebenso wie das älteste Armenien hat auch Anzan unter dem Einflusse der altbabylonischen Kultur gestanden, und wenn die Assyrerkönige vom 9. Jahrhundert an nie vermocht haben das Innere Mediens, das damals schon seine indogermanische Bevölkerung hatte, zu unterwerfen, so sind die babylonischen Reiche in dieser Beziehung erfolgreicher gewesen. In späterer Zeit ist also die Kultur hier zurückgedrängt worden. Im zweiten Jahrtausend scheinen die Ägypter hier ein Reich zu kennen, das sie Arrapcha nennen und die Bezeichnung wird später auch von den Assyrern als Name derjenigen Provinz gewählt, welche die südlichen Teile Mediens, soweit man sie besaß umfaßte. Auch die Babylonier selbst gebrauchen schon im Altertum diese Benennung als politische Bezeichnung und noch in späterer Zeit scheint man sich ihrer als archaistisch bedient zu haben um das medische Reich der Kyaxares und Astyages zu bezeichnen.

Im übrigen aber ist seit dem 2. Jahrtausend Medien meist im Besitze derjenigen Völker, welche der Babylonier als umman Manda, d. i. Manda-Horden bezeichnet, und deren eigentlicher Tummelplatz die Steppen nordöstlich von Medien bis in das innere Asien hinein sind. Fängt das Dunkel, welches über den Hethitern schwebt,

allmählich an sich zu lichten, so sind wir hier, wo es sich um die dritte der von uns in Betracht zu ziehenden Völkerkammern handelt, um das innere Asien, noch nicht im Stande, einigermaßen weiter zu blicken. Das wenige, was wir feststellen können, müssen wir uns aus der Anolagie der späteren Zeit veranschaulichen, wo Türken- und Mongolen-Einwanderungen zeigen, was auch das Altertum von dort aus an Menschenmassen hat kommen sehen. Welcher Art diese gewesen sind, bleibt ziemlich unklar, in Elam werden wir jedoch Teile von ihnen kennen lernen, welche uns wenigstens einigermaßen näher gerückt sind. Die natürliche Grenze, bis zu welcher diese Menschenmengen vorrückten, ist die Ostgrenze der hethitischen Wanderungen, also eben die Ostgrenze Mediens. Im übrigen wissen wir nichts, als was wir aus babylonisch-assyrischen Nachrichten feststellen können. Danach muß im wesentlichen eine mit der elamitischen stammverwandte Bevölkerung hier gesessen haben; in wie vielen Schichten aber diese eingewandert ist, entzieht sich unserem Urteil. In der ersten Hälfte des zweiten Jahrtausends ist Babylonien von einer Einwanderung überschwemmt worden, welche nur aus dem inneren Asien gekommen sein kann. Diese muß sich also zuerst über Medien und Elam ergossen haben. Das Volk wird von den Babyloniern Kaschschu genannt, und wir sprechen deshalb von einer kassitischen Einwanderung. Eine kassitische Dynastie hat vom 17. bis 12. Jahrhundert über Babylonien geherrscht, und einige ihrer Angehörigen sind es, deren Briefe in dem uns bereits bekannten Archive von Tel-Amarna gefunden worden sind (15. Jahrhundert). Wir haben auch außer den kassitischen Namen dieser Zeit einige Aufzeichnungen über ihre Sprache; damit aber Folgerungen über ihre Verwandtschaft mit der früheren anzanisch-elamitischen Bevölkerung zu ziehen, ist ein Ding der Unmöglichkeit.

Im 9. Jahrhundert ist der Einfluß Babyloniens und Assyriens aus dem inneren Medien zurückgedrängt. Die Assyrerkönige berichten von da an über vielfache Eroberungszüge gegen die „Meder"; sie haben aber stets nur die südlichen und östlichen Randlandschaften zu unterwerfen vermocht, welche überwiegend auch im Besitze der vorindogermanischen Bevölkerung erscheinen. Dagegen sitzen im innern Medien seit dieser Zeit die indogermanischen oder arischen Stämme, welche dem Lande den Namen gegeben haben, die Madai oder Meder. Vom 9. bis ins 7. Jahrhundert zerfallen sie in einzelne Gaue oder Stämme, welche nur ihrem Stammeshaupte unterstehen. Sie haben daher den assyrischen Heeren keinen festen Widerstand

entgegen zu setzen vermocht, aber auch nie länger gehorcht als ein Heer in der Nähe war. Im 7. Jahrhundert, als die große Wanderung der Kimmerier, Aschkuza u. s. w. im Fluß ist, wird auch ihr Land neue Menschenmengen aufgenommen haben, und im Kampfe und im Bunde mit solchen, wie es im Drunter und Drüber einer Völkerwanderung geschieht, sind sie unter einem Oberhaupte vereinigt worden. Es giebt jetzt Könige der Meder in Ekbatana, und die Madai bilden eine staatliche Einheit, als welche sie dem Königreich der Aschkuza, ihren westlichen Nachbarn, Widerstand zu leisten vermögen. Und wie jene sich an Assyrien anschließen, so gehen sie, wie wir bereits sahen, mit den Chaldäern in Babylonien Hand in Hand. Als ihre Könige sind uns historisch nur Kyaxares und Astyages bezeugt. Der erstere der Bundesgenosse des Chaldäers Nabopolassar und Zerstörer Ninives (606), sein Sohn der letzte König Mediens, der von dem Perser Kyros entthront wurde.

Damit kommen wir zu dem östlichsten der um die Euphratniederung herumliegenden und durch ihre Kultur beeinflußten Länder, Elam. Nördlich vom südlichen Babylonien durch Sümpfe und die Gebirgskette getrennt, liegt das Land des Euläos-(Ulai-)Tales, Elam. In den Nachrichten der Babylonier wird es ebenfalls seit den ältesten Zeiten erwähnt, und so weit unsere Nachrichten reichen, wird von Kämpfen mit dem Lande Elam erzählt, das bereits damals ein einheitlicher Staat mit der Hauptstadt Susa gewesen ist. Daraus folgt, daß wir auch dort eine zum mindesten bis 3000 v. Chr. hinaufreichende Kultur anzunehmen haben würden, auch wenn wir weiter keine Zeugnisse dafür hätten. Der Boden Elams, mit dem Spaten noch wenig durchsucht, hat jedoch bereits Urkunden und Denkmäler hergegeben, und in der letzten Zeit hat Frankreich, Gebrauch machend von dem erworbenen Rechte, auf persischem Boden allein Ausgrabungen vornehmen zu dürfen, die Ruinen der alten Hauptstadt Susa durchforscht und Funde gemacht, welche neben die der ältesten uns bekannten babylonischen Periode zu stellen sind. Das am meisten in die Augen springende Ergebnis ist dabei, daß Elam in der Zeit der altbabylonischen Könige des 3. Jahrtausends völlig zu Babylonien gehört hat. Susa galt genau wie die babylonischen Städte als zu dem babylonischen Kulturbereiche gehörig; und bis ins 2. Jahrtausend hinein hat man dort babylonische Schrift und Sprache gerade so benutzt, wie es die Tel-Amarna-Briefe für den Westen beweisen.

Die Heimat der elamitischen Kultur ist ebenso wie die der

übrigen an die Euphratniederung grenzenden Länder Babylonien; die Schrift der elamitischen Denkmäler, welche wir nun aus dem 3. und 2. Jahrtausend kennen, ist dieselbe wie die babylonische, oder aus ihr zurecht gemacht. Dagegen hat Elam als selbständiger Staat mindestens seit der Mitte des 2. Jahrtausends seine eigene Sprache geschrieben und so seine Selbständigkeit gegenüber Babylonien in sprechender Weise zum Ausdruck gebracht.

Seiner Lage nach muß das Land als ein Schutzwall Babyloniens gegen die aus dem inneren Asien kommenden Völkerwanderungen gedient haben. Als starkes Staatswesen und kultiviertes Land leistete es den hereinbrechenden Völkermassen Widerstand, sie zurückdrängend oder nach anderen Gebieten ablenkend — so nach Medien — oder, wenn es überflutet wurde, so nahm es zunächst gewaltige Völkermassen auf und zwang sie zum Teil bereits in den Bann seiner Kultur, ehe sie Babylonien gefährlich wurden.

Freilich ist ein solcher Nachbarstaat, der immer wieder neue lebensfrische Völkermassen aufnimmt, auf der andern Seite kein bequemer Nachbar für den Staat mit höherer Kultur, dessen Bevölkerung im friedlichen Kulturleben die kriegerischen Fähigkeiten verloren gehen. Den ersten Ansturm der Barbaren hält er wohl ab, wenn er aber erst einmal diese aufgenommen hat, so hat er dadurch eine neue Bevölkerung erhalten, welche nun mit den Mitteln der angeeigneten Kultur zu weiteren Eroberungen schreitet. So hören wir denn seit dem 3. Jahrtausend beständig von Kämpfen Babyloniens mit Elam, mit allen Wechselfällen des Krieges. Bald fallen die Elamiter in Babylonien ein, bald sucht ein starker babylonischer Herrscher sie im eigenen Lande auf. Gegen Ende des dritten Jahrtausends, als die ersten („kanaanäischen") Herrscher der ersten Dynastie von Babylon in Nordbabylonien regierten, war Rim Sin, der Sohn eines elamitischen Fürsten Kudur-Mabuk, der letzte König von Südbabylonien; es kann also der kanaanäischen Einwanderung eine von Elam her kommende entgegengewirkt haben. Dabei hat man freilich zu berücksichtigen, daß politisch nach der damaligen Anschauung und nach der geschichtlichen Entwicklung beide Länder zusammen gehörten. Die erste Hälfte des zweiten Jahrtausends bringt die Einwanderung und Herrschaft der Kassiten, welche von Osten kommend vorher Elam überschwemmt haben müssen. Vielleicht hat man die Entwicklung einer eigenen elamitischen Nationalität, den Gebrauch einer eigenen Sprache und Schrift (S. 12) hiermit oder mit ähnlichen Ereignissen zu erklären. In der zweiten Hälfte desselben

Jahrtausends hören wir von ununterbrochener Bedrängung Babyloniens durch Elam, welche die babylonischen Könige nur mühsam zurückweisen. Gegen Ende dieser Zeit kommt Assyrien empor und seit dem 9. Jahrhundert dreht sich die babylonische Geschichte um die Frage, ob das Land unter assyrischer oder elamitischer Schutzhoheit steht. Die Chaldäer, welche sich immer mehr in den Besitz der babylonischen Städte und Ländereien zu setzen suchen, schließen sich an Elam an, und seit den Tagen des Tiglat-Pileser III. und Sargon wechseln diese chaldäischen, von Elam gehaltenen, mit den von Assyrien eingesetzten Königen auf dem Throne von Babylon ab. Im 7. Jahrhundert kommt es dann endlich zum Entscheidungskampfe. Assurbanipals Bruder Schamasch-schum-ukin hatte als König von Babylon sich von der assyrischen Oberhoheit freizumachen gesucht und dabei ebenfalls bei Elam Rückhalt gesucht. In Elam selbst wechselten die Könige von den Assyrern oder durch innere Unruhen gestürzt schnell auf dem Throne. Wiederholt drangen assyrische Heere in Elam ein, und der Hauptstadt Susa wurde endlich von den Assyrern ein Schicksal bereitet, wie es 30—40 Jahre später Ninive selbst von den Medern zuteil werden sollte. Das Reich von Elam war durch diese Schläge vernichtet worden, und wie im Norden Assyrien durch die Schwächung des Reiches von Urarthu den Indogermanen das Land geöffnet hatte, so legte es in Elam durch die Vernichtung dieses alten Staatswesens das Land den bereits herandringenden Medern und Persern offen zu Füßen. Jetzt sammelten sich auf dem Boden Mediens und Elams die Kräfte derjenigen Völkerschaften, welche nunmehr diesen Ländern ihren Charakter aufdrücken sollten, um von hier aus die Herrschaft über ganz Vorderasien zu erringen. Das medische Reich unter Kyaxares vernichtete Assyrien. Infolge des Sturzes Mediens durch Kyros wurde das ehemalige Elam mit seiner wiedererstandenen Hauptstadt Susa der Herrschersitz Persiens. Kyros bereitete dem unter chaldäischer Herrschaft wieder zu kurzer Selbständigkeit gelangten Königreich Babylonien ein Ende, nachdem es bereits das übrige Vorderasien nach Besiegung Lydiens niedergeworfen hatte. Er stellt so durch Einigung der neu eingewanderten Indogermanen oder Arier ein Reich vom Mittelmeer bis an die Grenzen Indiens her.

Damit wird uns zum ersten Male eine geschichtlicher Ausblick auf die Länder eröffnet, welche ostwärts von Elam liegen, und über die wir bis jetzt noch keine Nachrichten aus dem Altertum haben, das uns durch die Erschließung der Keilinschriften wieder zugänglich

geworden ist. Die Geschichte der Mittelmeerländer wird zum großen Teil beeinflußt durch die Rolle, welche sie als Vermittler des östlichen Asiens, des alten Kulturlandes Indien mit der westlichen Welt spielen. Auch die babylonischen Kulturreiche müssen ihren Verkehr direkt oder indirekt mit dem Osten gehabt haben. Ein Mittelglied dabei ist Elam gewesen, von dem wir noch nicht wissen, wie weit sein Einfluß mittelbar oder unmittelbar sich nach Osten erstreckt hat. Von vornherein aber ist es klar, daß ein Staat, der Babylonien zeitweilig beherrschte und der dem ganz Vorderasien beherrschenden Assyrien die Wage hielt, der den Kulturstaat derjenigen Völker bildet, welche die innerasiatische Völkerkammer westwärts entsandt hatte, nicht auf die Landschaft Elam beschränkt gewesen ist, sondern nach Osten hin eine entsprechende Machtstellung eingenommen haben muß wie Assyrien nach dem Westen. So wenig wir daher auch noch von Elams Vergangenheit wissen, die Bloslegung seiner Denkmäler wird uns Aufschlüsse von der Vergangenheit der östlichen Kulturländer liefern, welche das Land des Euläos in einer gleichen Bedeutung für den Osten zeigen werden, wie die Kultur Kleinasiens es für den Westen, für Griechenland, gewesen ist, und Beziehungen zwischen den alten Kulturländern werden durch geschichtliche Zeugnisse zu Tage treten, welche wir bis jetzt nur den mythologischen Vorstellungen entnehmen können, als deren bekannteste der bei Juden wie bei Griechen sich findende babylonische Sintflutbericht angesehen werden darf.

Wenn einmal die Urkunden, welche der Boden Elams noch birgt, zu uns sprechen werden, dann werden wir auch einen Einblick in die Eigenart und das Entstehen des Volkes gewinnen, das wir nach dieser Landschaft benennen. Vorläufig sind wir auf die dürftigen Nachrichten der Babylonier und Assyrer und der wenigen jetzt zugänglichen Inschriften angewiesen. Die Ergebnisse der französischen Ausgrabungen haben unsere Kenntnis schon gewaltig erweitert, lassen aber auch erst erkennen, daß wir von dem Ostflügel der babylonischen Kultur auch noch nicht viel mehr haben als von dem Westflügel, dem Chattilande. Die Sprache Elams ist uns aus diesen Inschriften wenigstens äußerlich bekannt, zu einem tieferen Eindringen in ihren Bau und zur Beurteilung ihres Verhältnisses zu andern Sprachstämmen sind kaum die Anfänge zu machen. In verschiedenen Inschriften aus verschiedener Zeit und aus verschiedenen Landschaften liegen uns bis jetzt drei oder vier Dialekte vor: der von Susa, wozu vielleicht ein neususischer kommt, der in zwei Inschriften aus

Mal-Amir und Schikafti-Salman vertretene und der der einen Gattung der dreisprachigen Inschriften der Achämeniden, den man gewöhnlich als den vorarischen medischen ansieht. Alle drei gehören zu einem Sprachstamme. Aus den Namen der elamitischen Könige vor dieser Zeit und in der späteren assyrischen geht aber hervor, daß die elamitische Eigenart sich ebenso gegen solche Stürme behauptet hat, wie in Babylonien die semitische. Auch die elamitische Kultur war stark genug, um die einwandernden Barbaren in ihren Bann zu zwingen, bis die indogermanische Einwanderung den Charakter der Bevölkerung total veränderte.

Über diese sprachlichen Anhaltspunkte und die Analogieschlüsse, welche uns die großen türkisch-mongolischen Wanderungen des Mittelalters gestatten, kommen wir vorläufig nicht hinaus. Man hat darauf hingewiesen, daß die Leibgarde, welche die prächtigen Mosaiks des Dariuspalastes von Susa (jetzt im Louvre) darstellen, einen dunkelhäutigen, tiefbraunen Menschenschlag zeigt. Daß das persisch (indogermanisch, arisch) sei, ist ausgeschlossen, ob man daraus aber auf die Urbevölkerung Elams mit ihrer innerasiatischen Herkunft Schlüsse ziehen darf, muß dahingestellt bleiben. Das Perserreich hat bis nach Indien hin die verschiedenartigsten Nationen beherrscht, über die uns höchstens erst die Zukunft etwas lehren wird, wenn sie uns die elamitischen Quellen zugänglich macht, wie wir von ihr erhoffen.

Übersicht.

Babylonien das Mutterland der vorderasiatischen Kultur S. 3/4. — Das Alter der Kultur und unserer Quellen S. 5/6. — Die drei „Völkerkammern“ (Arabien, Kleinasien-Europa, Ostasien) S. 6/7. — Die Sumerer vorgeschichtlich S. 7/8. — Die Semiten: die vier Einwanderungen und der südsemitische (südarabische) Zweig S. 7—9. — Arabien die Heimat der Semiten S. 10. — Die arabische Einwanderung S. 10. — Die aramäische (Suti und Chaldäer) S. 11. — Die kanaanäische S. 12—14. — Die babylonisch-semitische S. 14/15. —

Arabien vor dem Islam S. 15—18. —

Der kleinasiatische Kulturbereich und die Eroberungen Syriens: Chatti und Hethiter S. 18—20. — Mitani S. 21. — Die Chatti-Cheta erobern Syrien im 14.—12. Jahrhundert S. 22/23. — Lukki in Kleinasien S. 23. — Kummuch, Muski, Tabal, Kasku, Chilakku S. 24/25. — Midas von Muski-Phrygien S. 25. — Das lydische Reich S. 26. —

Armenien (Guti) S. 27. — Biaina-Urarthu S. 28. — Die Indogermanen in Armenien und Kleinasien: Aschkuza, Kimmerier, Sepharad S. 29. —

Medien: Anzan und Suri, Arrapcha S. 30. — Die Manda S. 30/31. — Die Kassiten S. 31. — Die indogermanischen Meder zur Assyrerzeit, das medische Reich S. 31/32. —

Elam: Alter der Kultur. Elamitische Eroberungen Babyloniens S. 33. — Von Assurbanipal vernichtet, indogermanische (persische) Eroberung S. 34. — Bindeglied für den Osten S. 35. — Die vorhandenen Quellen S. 35/36. —

Die Amarna-Zeit

Ägypten und Vorderasien
um 1400 v. Chr. nach dem Thontafelfunde von El-Amarna

von

Carl Niebuhr

Zweite durchgesehene Auflage



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1903

Der alte Orient.

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft.

1. Jahrgang (1899), Heft 2.

I. Auffindung und Art der Thontafeln.

Schon um das Jahr 1820 war es in Europa bekannt, daß in Mitteläggypten, am östlichen Nilufer der Strecke Minieh-Siut, die Ruinen einer großen altäggyptischen Stadt lägen. Die preußische Forschungsexpedition von 1842—45 nahm den Punkt gebührend wahr. In der That fand sich hier, etwa 80 Kilometer südlich von Minieh, ein ausgedehntes Trümmerfeld vor, das bei dem Dorfe Schech Kandîl beginnt und ein landwärts von Felsen umgebenes Thal füllt, welches nach dem Fellachenweiler El-Amarna benannt ist. Auch der Grundriß der Stadt war noch leicht zu erkennen: man konnte die regelmäßig laufenden Straßenzüge verfolgen und die Reste des groß angelegten Haupttempels bewundern. Bisher ist dieses Beispiel einer Städte-Anlage aus alter Zeit in Ägypten vereinzelt geblieben, um so mehr, als Privatbauten damals wie heut aus lockerem Material aufgeführt wurden. Daß gerade die Ruinen bei El-Amarna dem raschen Verschwinden entgangen sind, danken wir nur dem frühen und gewaltsamen Untergange ihrer einstmaligen Herrlichkeit und der völligen Verödung, welche darauf eintrat. Aus den zahlreichen Grotten der das Thal schließenden Felswände kam Licht über die Bedeutung des Platzes. Hier lagen die Gräber der vornehmeren Bewohner, mit Inschriften und eigentümlichen Abbildungen versehen. Da zeigte sich, daß man auf der Stätte von Chut-Aten stand, der Residenz des Königs Amenophis IV., welche dieser um 1380 v. Chr. eigens erbauen ließ und die bald nach seinem Tode wieder zerstört wurde.

Zu Anfang 1888 gruben einige Fellachen unweit des Trümmerfeldes nach Mergel und stießen dabei auf eine Anzahl vermorschter Holzkisten, mit Thontafeln angefüllt, die auf beiden Seiten eng bekritzelt waren. Die braunen Gesellen mögen nicht wenig erfreut gewesen sein, als sie sich im Besitz von mehreren Hundert solcher marktgängigen Altertümer sahen, für die ihnen der fränkische Käufer gewiß viele gute Napoleons geben würde. „Und um der Früchte mehr zu haben", zerschlugen sie die besonders großen Exemplare unter den Tafeln je nachdem in zwei oder vier Teile, manchmal zu

4*

schmerzlichem Schaden der nachherigen Entzifferungsarbeit. Doch sehr bald wurde die Sache ruchbar, die Regierung griff ohne Verzug ein, und so wurde fast der ganze Fund noch rechtzeitig geborgen, der Zerstreuung der einzelnen Tafeln und Bruchstücke vorgebeugt. Es entspricht den am Nil herrschenden Machtverhältnissen genau, daß etwa 80 der besterhaltensten Amarnatafeln sogleich ihren Weg nach London ins Britische Museum nahmen. Einige sechzig wurden dem Museum von Bulak (Kairo) überlassen; über 180 Nummern, darunter freilich auch kleine Fragmente, doch in der Mehrzahl inhaltlich wichtige Urkunden bietend, wurden für das Berliner Museum erworben. Im Privatbesitz sind nur wenige Tafeln des Fundes verblieben.

Obgleich einige Alabasterplatten mit den hieroglyphischen Namen der Könige Amenophis IV. und seines Vaters Amenophis' III. beim Amarna-Fund zu Tage gekommen waren, die offenbar als Verschlußstücke der Kisten gedient hatten, obgleich ferner einige Tafeln Vermerke in roter Tinte und hieratischer Schrift aufwiesen, erkannte man doch sofort, daß alle in babylonischer Keilschrift abgefaßt waren. Die Lesung der jeweiligen Anfangszeilen ergab, daß der Fund einen Teil des ägyptischen Staatsarchivs aus den Zeiten der beiden Amenophis bildete. So bestand die erste der vielen überraschenden Feststellungen, welche jetzt rasch aufeinander folgen sollten, in der Thatsache, daß um 1400 v. Chr. das semitische Babylonisch als Diplomatensprache des Orients gedient hat.

Mit Ausnahme einiger Tafeln, welche mythologischen Inhalts und in Babylonien geschrieben waren, sowie zweier Verzeichnisse von Gegenständen, lagen lauter Briefe vor. Die Mehrzahl rührte von ägyptischen Beamten aus Syrien und Kanaan her, in der Regel an die Adresse ihres Königs gerichtet. Daneben fanden sich Schreiben asiatischer Könige an den ägyptischen Herrscher in größerer Menge und Länge, endlich noch einige Schriftstücke aus der Kanzlei des „Pharao" selbst, wobei aber zu bemerken ist, daß diese Bezeichnung für die ägyptischen Könige, dem Alten Testament so geläufig, hier anscheinend nirgends vorkommt. Interessant ist die Art, in welcher die Schwierigkeiten der Schrift und der den allermeisten Absendern nicht völlig geläufigen Sprache jeweilig bewältigt wurden. Schon die gelehrten Schreiber des königlichen „Sonnenhauses" in Ägypten haben unverkennbar ihre liebe Not damit gehabt, und die bereits erwähnten mythologischen Texte aus dem Lande Babel haben als Material hergehalten, ihre Fertigkeit daran zu vervollkommnen. Das

beweisen feine rote Striche, durch die nur hier die einzelnen Wörter von einander getrennt worden sind. Die Statthalter und Beamten darf man gewiß nicht auf Grund ihrer Briefe in gebildetere und einfache Geister scheiden, denn sie bedienten sich gleichfalls berufsmäßiger Schreiber. Von diesen sind die Einen schon sicherer, die Anderen Stümper gewesen, deren Mitteilungen mehr erraten als gelesen sein wollen. Vielfach kommt es vor, daß hinter einem babylonischen Worte noch das entsprechende kanaanäische erscheint, natürlich ebenfalls in Keilzeichen aber mit einem Merkmal versehen, durch das diese Übersetzung als solche angezeigt wird. Die Souveräne Asiens besaßen natürlich nicht minder ihren Stab von Gelehrten wie der Ägypter. Ein kleinerer Fürst, Tarchundarasch von Arsapi, war allerdings nicht so glücklich, jemand um sich zu haben, der einen Brief in babylonischer Sprache abzufassen oder zu lesen verstand; darum wird an ihn in der Sprache seines Landes geschrieben. Der Schreiber des Hethiterkönigs leistete nur eine Art „Küchenfranzösisch", der des Königs von Alaschja beutet sein Wörterverzeichnis aus und schiert sich nicht um Grammatik. Dagegen sind die Briefe des Königs von Mitani schon in dem Ductus abgefaßt, welcher unserer Wissenschaft als der assyrische gilt. Wahrscheinlich stammt diese Schreibweise der Keilzeichen eben aus Mitani. Hier ist also von besonderen Schwierigkeiten im Gebrauch der altorientalischen Diplomatensprache nicht mehr zu reden. Die babylonischen Königsbriefe endlich nehmen Rücksicht auf den ägyptischen Empfänger, indem sie durchgängig Lautzeichen verwenden, so daß sie leicht durchbuchstabiert werden konnten, während ein dem Vorleser ungeläufiges Begriffszeichen Stocken verursacht hätte. — Der Thon, aus dem die Tafeln gebacken sind, verrät auch schon durch seine Farbe und die verschiedene Festigkeit des Materials, woher der betreffende Brief jedesmal stammt. Alle Schattierungen von Blaßgelb bis Rot- und Dunkelbraun sind auf diese Weise vertreten; neben harten, sehr gut lesbar gebliebenen Stücken liegen zerbröckelnde, mürbe Exemplare, welche im Laufe der vierzehn Jahre, seitdem sie wieder der Luft ausgesetzt waren, schon beträchtlich gelitten haben.

II. Hof und Verwaltung der Ägypter.

Die beiden Pharaonen der Amarnazeit gehören der achtzehnten ägyptischen Dynastie an, welche um 1560 v. Chr. das Land von einer langen Fremdherrschaft asiatischer Eindringlinge, der Schasu,

befreit hatte. Bald griff das nationale Herrscherhaus selbst nach Asien hinüber. König Thutmosis III. (1503—1449) eroberte im Laufe vieler und gewiß wechselvoller Kriegszüge Syrien bis zur Bucht von Iskanderun, nach der afrikanischen Seite hin dehnte er die Grenzen des Reiches bis zur Mündung des Atbara in den Nil aus, sodaß der größte Teil Nubiens ihm ebenfalls gehorchte. Der Schrecken seines Namens erlosch auch nicht sogleich; er kam noch den Nachfolgern, deren erster, Amenophis II., übrigens den Ruhm der ägyptischen Waffen thatkräftig gewahrt zu haben scheint, für lange Zeit zu gute. Unsere Thontafeln legen dafür Zeugnis ab, indem sie zweimal an die Tage des starken „Manachbiria" — so lautete der gebräuchliche Vorname Thutmosis' — mit Nachdruck erinnern. Denn seit der Thronbesteigung Amenophis' III. hörte die Kriegslust am Hofe zu Theben auf. Sicherlich gab es in Vorderasien nichts mehr zu gewinnen, außerdem war der neue König anderen Liebhabereien zugewandt. Die beiden berühmten „Memnons"-Kolosse, ihn selbst darstellend, zahlreiche andere Bauten, die bedeutsame Rolle seiner Hauptgemahlin Teje und des wohlgefüllten Harems neben ihr, die Pflege der „Weisheit", welche praktisch wohl sehr stark auf das hinauslief, was man heut „Geistreichigkeit" nennen würde, nicht zuletzt die feierliche Anbetung seiner eigenen göttlichen Abbilder — alle diese Momente sind geeignet, uns ein Bild von dem veränderten Wesen zu geben, welches mit Amenophis III. sich geltend machte. Er regierte 36 Jahre hindurch, lange genug, um die von ihm vertretene Richtung sich ausleben zu lassen. Aber sein Sohn Amenophis IV. war weit entfernt, etwa die Spuren der kriegerischen Ahnen wieder aufzunehmen. Dem Anschein nach mit körperlichen Mängeln behaftet, wollte dieser Sonnensohn sich auf einem Felde versuchen, das oft viel gefährlicher ist als die Walstatt. Er begann eine Reform des ägyptischen Götterdienstes, die, unserm Empfinden nach, auf eine Art von Monotheismus abzielte, und zwar zu Gunsten der Sonnenscheibe, also des Symbols, unter welchem der Gott Ra zu Heliopolis am Delta verehrt wurde.

Wie der König, von dessen Leben als Thronfolger nichts bekannt ist, dazu kam, läßt sich nur vermuten. Gewiß ist, daß die Grundgedanken und Ausdrucksformen des neuen Glaubens schon auf einigen Grabinschriften aus Amenophis' III. Zeit erkennbar sind. Eine entsprechende Bewegung der Geister war also längst im Gange gewesen. Aus dem Verhalten des neuen Königs in der ersten Regierungszeit könnte man schließen, daß er schrittweis vorgehen wollte und

erst durch den Widerstand der mächtigen Priesterschaft des Gottes Amon in Theben gereizt worden sei. Diese Leute handelten natürlich nur im eigenen Interesse, wenn sie auch gelinden Reformversuchen bei guter Zeit entgegentraten; vielleicht hatte aber der Pharao von Anfang an schon den Zweck im Auge, mit Hilfe der neuen Lehre den Einfluß der thebäischen Hierarchie lahmzulegen und seine königliche Gewalt durch fleißige Säkularisationen zu stärken. Der offene Kampf zwischen Amon und der Sonnenscheibe, dem „Aten“, entbrannte zwischen dem vierten und sechsten Jahre Amenophis' IV., also bald nach 1380. Und daß der König jetzt seine Hofhaltung aus Theben verlegte, in der noch ganz unfertigen, eben erst zu erbauen befohlenen neuen Stadt bei El-Amarna schon seinen Sitz nahm, sieht fast nach einem Mißerfolg aus. Desto energischer brach die offizielle Welt mit der alten Religion. Der König änderte seinen Thronnamen Amenophis in „Chu-en-Aten“ (d. h. Abglanz der Sonnenscheibe) um, auch seine noch unmündigen Töchter bekamen Namen, die mit Aten zusammengesetzt waren, während die Großen des Reiches und die Hofgesellschaft den etwa vorkommenden Amon aus den ihrigen streichen und dafür den des mit Aten mehr oder weniger identischen Ra einsetzen mußten. Übrigens wurde „die Lehre“, wie das neue Sonnen-Dogma kurzweg auf den Grabinschriften bei El-Amarna heißt, so sehr als innere Angelegenheit Ägyptens behandelt, daß die syrischen und palästinensischen Beamten, lauter Nichtägypter, nie eine offizielle Nachricht von jenen Vorgängen erhalten zu haben scheinen. Die meisten von ihnen erwähnen Amon nach wie vor mit voller Harmlosigkeit, und nur ein paar besser Unterrichtete tragen späterhin der veränderten Mode Rechnung. So verbessern Jitia von Askalon, Pu-Adda von Wurza und ein gewisser Addudajan den Namen des ägyptischen Kommissars „Amanappa“ in „Rianapa“ nach ihrer Schreibweise; Abimilki von Tyrus hat sogar, wenn die betreffende Beobachtung nicht täuscht, einmal versucht, sich für einen Mitbekenner „der Lehre“ auszugeben und seine Stadt als Dienerin des Aten hinzustellen. Der sehr auffallend verwendete Name „Schalmajati“, welcher in dem betreffenden Briefe auftritt, mag den König als Sonnengott bezeichnen; näher erklärt ist die Beziehung indessen noch nicht. Trifft sie zu, so hätte Abimilki dafür nur einen derben Wischer empfangen, denn er fällt nach der einen Probe sofort wieder in den alten Stil zurück. Der Stolz des Königs und der Ägypter litt keine Vertraulichkeiten dieser oder ähnlicher Art.

Auch die neue Residenzstadt erhielt ihren angemessenen Namen „Chut-Aten“ (Sonnenhorizont) und wurde feierlich eingeweiht, lange bevor sie halbwegs fertig dastand. Die Witwe Amenophis' III., die Königin-Mutter Teje, kam gelegentlich zum Besuch herbei und ward mit allen Ehren eingeholt, also hat sie den Anschauungen ihres Sohnes jedenfalls zeitgemäße Reverenz erwiesen. In wiefern die Lehre vom Aten einen Fortschritt dargestellt hat, ist aus dem Inhalt einiger Hymnen zu schließen, die an Grabwänden erhalten blieben. Hieraus ergiebt sich, daß die „Ketzerei“ des Sonnendogmas nicht eigentlich in seinem monotheistischen Zuge lag. Die Gottheit, an welche sich der Einzelne besonders wendet, wird immer günstig fortkommen, und es sind Hymnen an Amon und geringere Götter vorhanden, worin nach dieser Richtung alles Mögliche gethan ist. Die Gefährlichkeit der „Lehre“ für die ägyptische Götterwelt lag vielmehr in einer starken Betonung der reinen Naturbeobachtung. Zum ersten Male finden wir hier die Fesseln der Mythologie mit Bewußtsein abgestreift. Die Sonnenscheibe wirkt weltschöpferisch und lebenschaffend, — nicht, weil ihr die oberen Götter einst den symbolischen Auftrag unter entsprechenden Formeln und Ceremonien erteilten, sondern weil man das alle Tage *sehen*, verfolgen kann. In der Nacht, bisher der heiligen Zeit, ruht die Natur; erst der Sonnentag belebt sie. Er sorgt für die Erhaltung des Menschengeschlechts, und so muß der strahlende Aten denn auch als Urgrund aller Dinge betrachtet werden. „Aber“, so fährt das Bekenntnis fort, „Niemand weiß darum, als dein (Atens) Sohn, der König. Ihm hast du eröffnet die Lehre von deinem mächtigen Kommen und Gehen. Schon an jenem Tage, als du die Erde gründetest, ließest du sie entstehen für ihn, deinen Sohn, der ewig lebt.“ Selbst dieser Gedanke klingt uns heute nicht mehr ganz neu; damals aber war er samt seinen Voraussetzungen unerhört genug. Außer der Sonne und dem Könige gab es demnach überhaupt keine im Diesseits wirksamen Götter mehr. Selbstverständlich wird der Gedanke nicht dem Hirn Chuenatens entsprungen sein, das wohl nur „auffallend normal veranlagt“ war. Das Andenken derjenigen, welche diese nie wieder erstorbene Lehridee schufen, ist vielmehr verschollen.

Für das Verständnis ihrer Zeit noch zu hoch, mußte die „Lehre“ vorwiegend politisch gefördert werden. Chuenaten betrachtete also jeden seiner Würdenträger, der „die Lehre gehört hatte“, schon darum als einen Mann von Verdienst; unter solcher Begründung allein wurden z. B. dem Aï, der in den Amarnabriefen Haja heißt, goldene

Ehrenzeichen in Fülle verliehen. Haja wird als königlicher geliebter Schreiber betitelt, war mithin wohl eine Art Staatssekretär, der auch einmal als außerordentlicher Gesandter nach Babylonien ging. Neben ihm — um hier gleich die sonst in den Amarnabriefen erscheinenden ägyptischen Würdenträger aufzuführen, — bekleidet Dudu einen wichtigen Posten beim Könige; der schon genannte Amanappa war nach einem Briefe, den er an Rib-Addi von Gebal (Byblos) schreiben ließ, ein Feldhauptmann. Mit königlichen Aufträgen erscheinen als Kommissare in den syrischen Gebieten Hani, Salma, Pauru, Pahamnata, Hatib, Maja, Schuta und Zitana; einem Beamten Namens Schachschihaschi wird nach Ägypten über den Verbleib einer Karawane des Königs berichtet. Von sehr großer Bedeutung für die asiatischen Vasallen des Reiches ist aber das Amt, welches Janhamu bekleidet, nämlich die Verwaltung Unterägyptens, des Landes „Jarimuta". Wem Janhamu übel will, der mag sich in Acht nehmen, das zeigen uns die Briefe mehrere Male recht drastisch. Der ihm an Rang gleiche Beamte des Königs von Alaschja sendet Geschenke an den gefährlichen Mann, weil er durch seine Mauth alaschiotische Kauffahrer beim Anlegen widerrechtlich belästigt hat; Rib-Addi von Gebal verliert Land und Leute, trotzdem Amanappa sein Gönner ist, weil es Janhamu so beliebt, und an Milki-El von Gath statuiert dieser persönlich ein warnendes Exempel, von dem noch die Rede sein wird.

Bei alledem erfreuen sich die asiatischen Länder unter ägyptischer Hoheit der Selbstverwaltung. Sie zeigt freilich ihre Schattenseiten in jeder Hinsicht, so daß zahlreiche Briefe mit großer Regelmäßigkeit in die Bitte auslaufen, der König möge selbst eingreifen, oder wenigstens Beamte nebst Truppen senden. Das geschieht zuweilen, aber nur selten hat eine solche Intervention, welche auch gewöhnlich mit ungenügenden Kräften unternommen wird, Beruhigung zur Folge. Die einheimischen Fürsten, Grafen und Stadtschultheißen bekriegen einander rastlos, bilden Sonderbünde oder stehen gar in heimlichem Einverständnis mit Nachbarstaaten, das sie dann mit eiserner Stirn abzuleugnen wissen. Diese trostlosen Verhältnisse lassen sich im Allgemeinen auf zwei Hauptursachen zurückführen: die Tributfrage und die Einwanderung von Beduinenstämmen.

Die Regierung des Königs versteht keinen Spaß, sobald der Tribut überfällig wird. Auch die triftigste Entschuldigung — Verlust von Ortschaften, Kriegsnot, Fehlernte — begegnet großem Mißtrauen, dessen allgemeine Berechtigung keinem Zweifel unterliegt,

das aber doch im Einzelfalle leicht zu Härten führte. Alle normalen Abgaben sind fest bestimmt, ebenso die eintretenden Lieferungen für passierende königliche Truppen und die zu stellenden Mannschaften im Bedarfsfalle. Allein die Begleitgeschenke, welche nicht nur für die hohen Beamten am Hofe, sondern auch für den König selbst mit dreingehen — Sklavinnen beispielsweise — verteuern die Leistung ungemein; eine persönliche Zitation nach Ägypten aber galt weniger reichen Gauherren beinahe als sicherer Ruin. Daß sie sich dann sperren würden, war so klar, daß eine derartige Aufforderung hie und da nur im Hintergrunde, mehr als Drohung auftaucht. Wenn jedoch ein paar Gräflein in Palästina oder Syrien ihr Malter Korn, ihre drei Ochsen oder zwanzig Schafe zurückhielten oder mit dem Zuschlag an Bakschisch so gespart hatten, daß dieser Tribut unterwegs dafür angegriffen wurde und aus den Buchungen verschwand, — sollten deshalb kostspielige Maßnahmen getroffen werden? Dann übertrug man einfach den getreuen Nachbarn die Exekution, und der kleine Krieg war fertig. Sind doch sogar die Mandate direkter königlicher Sendboten bei Gelegenheit angezweifelt worden; es war also kaum zu verlangen, daß eine an Gleichstehende übertragene Vollmacht sonderliche Achtung fand. Beide Parteien empfingen Zuzug, der lachende Dritte griff im passenden Moment zu, es bildeten sich verschiedene, oft entlegene Herde der Zwietracht, und zuletzt konnten selbst die herbeigeeilten königlichen Kommissare nicht sagen, ob die Exekution vollzogen sei oder nicht. Denn den anfänglich für schuldig Betrachteten war im Überfluß Gut vernichtet oder entrissen, aber der Raub selbst durch zahllose Hände gegangen. Er hatte sich verkrümelt, und der Beamte konnte fragen von Beerseba bis Dan oder noch weiter. Aus einer Beschwerde waren zudem ein Dutzend geworden, bis der Oberherr mit Gewalt zu seinem Rechte kam, ohne daß Friede blieb. Die Tafeln sind voll von diesen durcheinandergewirrten Streitigkeiten, welche genauer zu verfolgen nicht immer möglich ist.

Hierzu gesellen sich die Einwanderungen beduinischer Stämme. Im Norden dringen die Sutu-Nomaden, im Süden die Habiri vor und schmälern den ägyptischen Besitz. Man sieht ein, daß diese weitere Bedrängnis ganz geeignet war, dem Fasse den Boden auszuschlagen, denn sie traf natürlich wiederum die tributpflichtigen Gemeinwesen und Dynasten. Namentlich die Habiri bereiten einigen dieser kleinen Herren gleichsam vor unseren Augen den Untergang, so daß die übrigen es vorziehen, sich lieber mit den unwillkommenen

Gästen zu verbünden, was allerdings mehr verstohlen geschehen zu sein scheint, während die Sutu, welche auf das Gebiet mächtigerer Tributfürsten stießen, von zweien davon, Aziru und Namjauza, ganz offen in Sold genommen sind. Selbstverständlich gaben solche Freundschaften mit landsuchendem Raubvolk den Kämpfen noch größere Schärfe und Dauer. In Palästina wäre zweifellos die Ruhe von Ägypten aus bald herzustellen gewesen, wenn die Habiri nicht schon feste Punkte in Besitz gehabt hätten, die sie als Basis für ihre weitere Ausbreitung benutzten. Ihre ansässigen Freunde wurden dadurch natürlich in weitere Streitigkeiten verwickelt. So mußten gerade die herrschsüchtigeren Vasallen Ägyptens endlich erkennen, daß ihnen hier die Aussicht winkte, sich mit Hilfe der Beduinen sowie des allgemeinen Unfriedens ein eigenes Reich zu schaffen, falls es nämlich gelang, den ägyptischen Hof lange genug über diese Absicht zu täuschen und seine Gegenmaßregeln hinzuhalten oder zu lähmen.

Zwar fehlt es der Regierung des Pharao nicht eigentlich an Wachsamkeit, und mit Nachrichten wird sie recht gut, sogar zu gut bedient. Dem Könige und seinen Räten blieb aber angesichts der ewigen Klagen und Widerklagen, der Bitten um Hilfe und der meist unglaubwürdigen Versicherungen ewiger Treue kaum ein Anderes übrig, als entweder einen militärischen Spaziergang im Großen anzuordnen, oder sich skeptisch zu verhalten und nur auf den Tribut zu sehen. Schwäche im Verein mit Hochmut ließ sie jedoch den gefährlichen Mittelweg einschlagen, gar zu kleine Scharen vereinzelt in diese gährenden Länder zu entsenden. Die Rechnung stimmte insofern, als die „Pidati" des Königs noch von alten Zeiten her gefürchtet waren, und seine Schweizertruppen, die „Schirtani", für unüberwindlich galten. Das Erscheinen einiger Rotten oder einer Kompagnie stellte da, wo nur Hunderte gegen Hunderte im Felde lagen, die Ruhe auch leicht her, so lange es dauerte; aber ein ernsthaft entbrannter Kampf zwischen Massen war nicht immer mit so kleinen Scharen zu dämpfen. Und es war ein schwerer Schlag für das Prestige der Schirtani, als sie vor Gebal von den Sutu-Leuten besiegt wurden.

Das Bewußtsein der Fürsten und Beamten in Syrien-Kanaan, daß der Sonnensohn hoch und Ägypten weit sei, führte bald zu Thaten offener Mißachtung des Suzeräns. Gesandte fremder Staaten werden beim Durchzug nach Ägypten beraubt, Karawanen geplündert, Geschenke des Pharao unterschlagen. Immer aber fließen die Briefe an ihn von Ergebenheitsfloskeln über.

III. Die Briefe asiatischer Könige.

Chuenaten hatte einen Teil des Archivs seines Vaters mit nach der neuen Residenz hinübergenommen. Aus den Vasallenbriefen ist, wenige davon abgerechnet, das nicht zu ersehen, weil diese immer nur „an den König" schlechtweg gerichtet sind. Wohl aber reden die ausländischen Herrscher den Pharao fast durchweg mit Vornamen an. So kommen also weder „Amenophis" noch „Chuenaten" im Amarnafunde vor, sondern stets „Nimmuria" (= Neb-mat-Ra, Amenophis III.) und „Napchuria" (= Nefer-cheprù-Ra, Chuenaten). Datierung giebt es leider nicht im damaligen Briefwechsel; diese namentlichen Anreden sind mithin von großer chronologischer Bedeutung.

Vier Schreiben des babylonischen Herrschers Kadaschman-Bel (früher irrtümlich Kallima-Sin gelesen) an Nimmuria gehören hier an die Spitze. Der Absender nennt sein Land „Karduniasch", eine Bezeichnung für Babylonien, welche, noch lange nach dem Erlöschen ihres Gebrauches an Ort und Stelle, im Munde der Assyrer fortgedauert hat. Kadaschman-Bel selbst zählt zum Hause der kassitischen Herrscher, die etwa 250 Jahre zuvor als Eroberer Babyloniens unterworfen, sich aber seitdem völlig dem babylonischen Wesen angepaßt hatten. Man bemerkt sofort, daß Nimmuria und Kadaschman-Bel auf gleichem Fuße verhandeln. Aber der Ägypter besitzt in vermeintlichem Überflusse ein sehr schätzbares Gut, nämlich Gold. Die nubischen Minen waren damals ergiebig. So fehlt denn in den Mitteilungen des Babyloniers nicht die Anregung, daß er jenes gelbe Metall wünsche, und zwar bald als Gegengeschenk für wertvolle Gaben von seiner Seite, bald als Tempelspende oder Morgengabe. Ein Hauptmittel, sich mit dem Nachbar auf gutem Fuße zu erhalten, sind Verschwägerungen mit ihm, und die orientalische Polygamie erlaubte es, in dieser Hinsicht alles mögliche zu thun. Merkwürdigerweise stellt sich aber heraus, daß die am Nil für den König beanspruchte göttliche Verehrung bereits im diplomatischen Verkehr kleine Schwierigkeiten verursacht. Natürlich fällt es dem „Sonnensohne" nicht ein, von seinen Herren Brüdern etwas der Anbetung ähnliches zu verlangen, — das war eine für die Unterthanen reservierte Erkenntnis — aber er hat doch den größten Widerwillen gegen eine Hingabe seiner Töchter an das Ausland. Man übersehe dabei nicht, daß gerade in der 18. Dynastie der Bruder oftmals

die Schwester heiratet, was später von den Ptolemäern in affektierter Form nachgeahmt wird, und bloß, weil der königliche Stamm eigentlich ein göttlicher und daher für diese Welt im Grunde viel zu vornehm war. Dieser schmeichelhaften Fiktion entsprechend konnte also ein Pharao, außer mit seiner leiblichen Schwester, gar keine wahrhaft ebenbürtige Verbindung schließen. Bei Nimmuria traf das allerdings nicht zu, dafür aber hat er, wie schon erwähnt, sein eigenes göttliches Bild selbst angebetet! So darf es denn nicht Wunder nehmen, daß er seine Sprößlinge wie Offenbarungen betrachtet und sich sperrt, sie wegzugeben.

Kadaschman-Bel scheint diese kleine Schwäche richtig zu würdigen; ohne Zweifel boten die sterblichen Götter am Nil damals allen vorderasiatischen Höfen ein reiches Thema zur spöttischen Unterhaltung. Er antwortete also auf eine Bemerkung Nimmurias, daß nie eine Königstochter von Ägypten weggegeben worden sei, mit köstlicher Trockenheit:

„Warum das? Du bist doch König und kannst nach Belieben handeln. Wenn du sie auch giebst, wer wollte dagegen etwas sagen? Ich schrieb (übrigens schon): ‚Schicke wenigstens irgend ein schönes Weib. Wer sollte behaupten, sie sei keine Königstochter?‘ Thust du aber auch das nicht, so bist du eben nicht auf (unsere) Brüderschaft und Freundschaft bedacht.“

Er werde nun ebenfalls die Hand seiner Töchter weigern und die gleichen Ausflüchte benützen. Schließlich kamen aber diese Verhandlungen dennoch zum erwünschten Abschluß, und die Geschenke flossen von beiden Seiten für eine Weile wieder reichlicher.

Wertvoll, obgleich noch in vielen Beziehungen rätselhaft, ist eine große Tafel, die einen Brief Nimmurias an Kadaschman-Bel darstellt. Sie könnte als Kopie aufbewahrt sein, müßte dann aber aus der Anfangszeit des Briefwechsels stammen. Wahrscheinlicher ist, daß der Brief ein Original darbietet, welches nach Ägypten als „unbestellbar“ zurückkam, weil der Adressat inzwischen die Welt verlassen hatte. Kadaschman-Bel hat zuletzt, wie sich daraus ergiebt, Beschwerde geführt, weil seine Schwester, die sein Vater einst dem Ägypter zum Weibe gab, von keinem babylonischen Gesandten wieder erblickt worden sei. Allerdings habe man ihnen ein Weib im königlichen Schmucke gezeigt, aber gekannt hätte sie keiner. „Wer weiß denn, ob sie nicht eines Bettlers Tochter, eine Gagäerin, Hanirabbatenerin oder aus Ugarit ist, die meine Boten sahen?“ Und nun ergreift Nimmuria selbst das Wort, beklagt, daß Kadaschman-Bel lauter Gesandte schicke, die nie bei dessen Vater Zutritt besaßen und auch sonst böswillig seien. „Schicke einen Kamiru (es kann

nur ein Eunuch gemeint sein), der deine Schwester kennt!" Dann gelangen weitere Mißverständnisse zur Besprechung, aus denen hervorgeht, daß die beiden Fürsten auch sonst gegen einander verstimmt gewesen sind.

Ein sonderbarer Heiliger ist der König Tuschratta von Mitani. Sein Reich wird von den ägyptischen Inschriften „Naharina", d. h. Mesopotamien genannt, und ein mit roter Tinte in hieratischer Schrift auf einer seiner Tafeln bemerkter Kanzleizusatz sagt: „(Eingetroffen) im Jahre zwei (unddreißig der Regierung Nimmurias) im ersten Wintermonat, Tag x, als der Hof sich in der südlichen Residenz (Theben) auf der Burg Ka-em-chut befand. Duplikat des naharinischen Briefes, den der Bote Pirizzi und (noch einer) brachten". Wie jetzt nachgewiesen ist, beherrschte Tuschratta ein ausgedehntes Gebiet, vom südöstlichen Kappadokien an bis über die spätere assyrische Hauptstadt Ninive hinaus. Aber das Reich von Mitani — bisweilen auch nach seinem nördlichen Stammlande „Hanirabbat" genannt — neigt sich bereits dem Verfall zu. Im Süden ist Babylonien ihm ein gefährlicher, im Norden und Westen der Hethiter ein feindseliger Nachbar, dessen Angriffe um so verhängnisvoller sich gestalten, als Mitani-Hanirabbat von einer den Hethitern stammesgleichen Bevölkerung gewesen sein dürfte. In früheren Zeiten bereits sahen die Könige von Mitani ein, daß ihre Existenz am besten durch stete Freundschaft mit Ägypten verbürgt werde. So hatten Artatama und Schutarna, die beiden Vorfahren Tuschrattas, ihre Töchter in den Harem der Pharaonen geschickt, wovon auch der große sogenannte „Hochzeits-Scarabäus" Nimmurias Kunde giebt, und worauf sich Tuschratta gelegentlich beruft. Ehe er aber selbst zur Krone gelangen konnte, fand er einige Schwierigkeiten vor, von denen er getreulich nach Ägypten berichtet hat. Es heißt in diesem ersten Briefe:

„Als ich den Thron meines Vaters bestieg, war ich klein, denn Pirhi that meinem Lande Schlimmes an und hatte seinen Herrn erschlagen. Deswegen erwies er mir und jedem meiner Anhänger Böses. Ich aber wich nicht um der Schandthaten willen, die in meinem Lande verübt wurden, sondern tötete die Mörder Artaschumaras, meines Bruders, samt ihrem Anhange. Auch wisse mein Herr Bruder (Nimmuria), daß das Heer der Hethiter insgesamt gegen mein Land zog. Aber Gott Teschup, der Herr, gab es in meine Hand, und ich schlug es. Keiner aus ihrer Mitte kehrte in sein Land zurück. Und nun habe ich einen Streitwagen und zwei Rosse, einen Knaben und ein Mädchen aus der Beute vom Hethiterland an dich gesandt."

Dieser Brief erweist sich ferner dadurch als einer der ersten,

welche Tuschratta schreiben läßt, weil er kein Verlangen nach Gold ausdrückt. Alle späteren sind mit gierigen Bitten gefüllt, die ihres jeweiligen Vorwandes immer noch zu spotten verstehen. Einer darunter, von beinahe Meterlänge bei angemessener Breite, verbirgt uns leider noch die meisten seiner Schönheiten, weil er aus nicht ganz klarer Veranlassung in der bis jetzt noch sehr wenig bekannten Sprache der Hanirabbatener geschrieben ist, zu deren Wiedergabe jedoch die Keilzeichen benutzt worden sind. Dieser Umstand hat es L. Messerschmidt ermöglicht, mit Scharfsinn einige Teile des Schreibens zu entziffern. Nimmuria aber scheint in der That eine Vorliebe für den braven Schwager und seine Art, sich treuherzig anzubiedern, gehegt zu haben; er kargte daher weder mit Zusagen noch mit wirklichen Geschenken, obgleich bei seinem Tode verschiedenes unerfüllt geblieben war. Daß die Nachbarkönige zuletzt von Tuschrattas finanziellen Erfolgen hörten und neidisch wurden, ist ganz gewiß ein hinreichendes Zeugnis. Um aber dem Leser einen näheren Begriff von dieser königlichen Korrespondenz, ihren Curialien und Wendungen zu verschaffen, wird sich jetzt die Mitteilung eines Auszuges empfehlen. Er ist dem Briefe Nr. 8 des Londoner Typendruckwerkes entnommen; die langatmige Einleitung steht schon konventionell fest und kehrt in allen diesen Schreiben, auch aus anderen Ländern, genau wieder. Nur die Liebesbeteuerung ist hier Tuschrattas Eigentum.

„An Nimmuria, den großen König, den König von Ägypten, meinen Bruder, meinen Schwager, der mich liebt und den ich liebe: Tuschratta, der große König, dein (künftiger) Schwiegervater, König von Mitani, der dich liebt; er ist dein Bruder. Mir geht es gut, — dir möge es gut gehen. Deinem Hause, meiner Schwester und deinen übrigen Frauen, deinen Söhnen, deinen Streitwagen, deinen Rossen, deinen Großen, deinem Lande und allem, was dein ist, gehe es sehr, sehr gut! — Während schon deine Väter mit meinen Vätern sehr Freundschaft hielten, hast du sie noch weiter gemehrt. Jetzt also, da wir beide mit einander diese Freundschaft pflegen, hast du sie noch zehnmal enger als mit meinem Vater gestaltet. Die Götter mögen diese unsere Freundschaft gedeihen lassen. Teschup, der Herr, und Amon mögen für ewig anordnen, wie es jetzt ist. — Ich schreibe dies an meinen Bruder, damit mein Bruder mir noch mehr Liebe als meinem Vater beweise. Nun verlange ich Gold von meinem Bruder, und zwar darf ich dieses Gold um zweier Ursachen willen verlangen: erstens für (zu lieferndes) Feldzeug, und zweitens für (ebenfalls erst zu liefernde) Mitgift. So wolle denn mein Bruder mir Gold schicken in gewaltiger Menge, die keine Zahl hat, mehr als meinem Vater. Denn im Lande meines Bruders ist Gold so viel wie Erdenstaub. Die Götter sollen fügen, daß er, da schon jetzt so viel Gold in meines Bruders Lande ist, noch zehnmal mehr Gold als sonst hergebe. Gewiß wird

das verlangte Gold meines Bruders Herz nicht beschweren, aber mein Herz möge mein Bruder ebenfalls nicht kränken. Also, mein Bruder, schicke Gold ohne Zahl, in gewaltigen Massen! Auch ich will ja alle Gaben leisten, die mein Bruder fordert. Denn dieses Land sei das Land meines Bruders, und dieses mein Haus sein Haus."

In solchem Tone sind alle Briefe Tuschrattas gehalten, nur der letzte macht eine Ausnahme. Nimmuria fühlt sein Ende nahen und hat um die Hilfe der „lieben Frau von Ninive" gebeten. Auch die ägyptischen Papyri wissen von der heilsamen Entsendung eines wunderthätigen Götterbildes zu berichten; wie Tuschrattas Antwort überdies ergiebt, war die Statue der Göttin Ischtar schon früher einmal aus Ninive nach Theben gebracht worden.

Feierlich hebt der Brief an: „Ausspruch der Ischtar von Ninive, der Herrin der Länder allzumal: Nach Ägypten, dem Lande, das ich liebe, will ich gehen, und dort weilen ich! — Nun schicke ich sie fort, sie geht hin. Mein Bruder ehre sie und entlasse sie dann froh, daß sie wiederkomme. — Ischtar möge meinen Bruder und mich schützen, 100 000 Jahre und große Freude gebe sie uns beiden; nur Schönes wollen wir erleben". Nichtsdestoweniger hat Nimmuria sterben müssen, und Tuschratta leistet späterhin sogar die Schilderung seiner eigenen Trauer. „Und ich weinte an jenem Tage, in Kummer saß ich da, Speise und Trank genoß ich an jenem Tage nicht, betrübt war ich. Ich sprach: Wäre ich doch gestorben!" Als er das niederschrieb, war sein Empfinden wahrscheinlich sogar echt, denn die Zeiten hatten sich für sein Genie in unerfreulicher Weise geändert.

Wir sind damit zur Thronbesteigung des reformierenden Königs Napchuria-Chuenaten gelangt. Ist man auch mit Recht geneigt, die religiöse Idee, welche er vertrat, als groß für ihre Zeit zu achten, so bleibt doch an seinen persönlichen Fähigkeiten nur wenig zu bewundern. Chuenaten war immerdar ein Eiferer, und brachte es fertig, auch auf die äußeren Beziehungen Ägyptens etwas von der Unerquicklichkeit zu übertragen, welche schon seine Maßregeln im Innern zur Folge hatten. Zunächst sucht er neue politische Verbindungen auf und giebt die bisher bestehenden preis, — nicht etwa durch Abbruch der Beziehungen, sondern indem er sich harthörig geberdet, einen groben Ton anschlägt und einmal sogar den alten Bettler Tuschratta nach Verdienst und doch in sehr unpolitischer Weise verhöhnt. Man gewinnt eben den Eindruck, daß ein weltfremder, orientalisch erzogener Kronprinz sich nun um jeden Preis als unergründlich kluger Regent aufthun möchte. Er probiert

überall neue Künste auf Kosten der eigenen Sicherheit und sucht der Menschheit die Stärke der Stützen seines Thrones dadurch zu beweisen, daß er sie durchsägt.

In Babylonien muß Kadaschman-Bel fast gleichzeitig mit Nimmuria gestorben sein, und Burnaburiasch, vermutlich Kadaschman-Bels Bruder oder Vetter, ist als Nachfolger bereit, das „traditionelle gute Verhältnis" mit Ägypten fortzusetzen. Aber sogleich verstößt Napchuria gegen die Etikette, indem er bei einer längeren Krankheit des Burnaburiasch kein Zeichen der Teilnahme sendet. Auch die üblichen Heiratsverhandlungen stocken trotz aller schönen Worte; hierzu fügen sich Angriffe auf reisende Gesandte, und endlich bringt es der Geiz Napchurias zu Wege, daß der Babylonier Gegenmaßregeln ergreift. „Seit Boten deiner Väter zu meinen Vätern kamen", schreibt er, „lebten diese auch in gutem Einvernehmen. Wir sollten das fortsetzen. Jetzt sind dreimal Boten von dir gekommen, aber ein nennenswertes Geschenk sandtest du nicht mit. So unterlasse ich es ebenfalls. Wenn mir nichts versagt wird, werde ich dir nichts versagen." Indessen findet der liebe Bruder in Ägypten immer noch etwas heraus, womit er den andern kränken kann. Assyrien steht damals, als ein kleines Gebiet am mittleren Tigris, genau so unter babylonischer Lehnshoheit wie Kanaan unter der ägyptischen. Dessen ungeachtet schickt Napchuria ein auffallend reiches Quantum Gold an den Fürsten Assurnadinachi, und empfängt die assyrische Gesandtschaft dann möglichst ostentativ. Da mahnt Burnaburiasch ernst an die loyale Handlungsweise seines Vaters Kurigalzu, der den Kanaanäern einst mit Drohungen antwortete, als sie sich gegen Nimmuria empören und Kurigalzu huldigen wollten. „Nun aber sind die Assyrer da, meine Vasallen; habe ich dir nicht schon ihretwegen geschrieben? Wenn du mich liebst, so erreichen sie nichts bei dir. Laß sie also unverrichteter Sache abziehen."

Gefruchtet hat die Lektion schwerlich, denn es liegt noch ein Brief des nächsten assyrischen „Königs", Assuruballit, vor, worin von einem regelrechten Botenverkehr gesprochen wird. Allerdings erhellt daraus auch, daß die Sutustämme der Wüste — sicher auf Anweisung aus Babylonien — veranlaßt worden sind, jeden Ägypter zu töten, der sich auf dieser Straße blicken ließ.

Aus dem Lande Alaschja, das wohl an der kilikischen Küste zu suchen ist, schreibt ein König, der weder seinen eigenen Namen noch den des ägyptischen Herrschers jemals nennt, kleine Briefe, vorwiegend geschäftlichen Inhalts. Gold reizt ihn nicht; er ist beschei-

den und verlangt Silber für Kupfer, Öl, Kleiderstoffe und Gegenstände des Kunsthandwerks für Bauholz. Gerade deshalb sind die Tafeln aus Alaschja reich an kleinen Mitteilungen über handelspolitische Dinge und Fragen des damaligen Völkerrechts. Besonderes Interesse hat heute der Umstand gewonnen, daß in einem dieser Alaschjabriefe die erste historische Erwähnung der Pest vorkommt.

„Jetzt, mein Herr Bruder, habe ich dir 500 Talente Kupfer geschickt als Geschenk . . . Daß es zu wenig ist, lasse dein Herz nicht betrüben. Denn in meinem Lande hat „die Hand des Nergal" (d. h. des Pestgottes) alle Beamten getötet und Kupfer kann nicht erzeugt werden darum . . . Und, mein Herr Bruder, nimm es auch nicht zu Herzen, daß dein Gesandter drei Jahre in meinem Lande blieb. Ist doch die Hand des Nergal darin, und in meinem Hause starb mir die junge Gattin."

Doch auch dieser Herrscher hatte sich gegen unkönigliche Botschaften Napchurias zu verwahren. In einem leider stark beschädigten Briefe führt auch ein anderer Fürst Klage, daß Napchuria einmal seinen eigenen Namen zuerst gesetzt habe. Wirklich geschieht das sonst niemals, selbst eine Nase für den ägyptischen Lehnsmann Aziru in Syrien beginnt mit dessen Titel. Gewissermaßen zum Ausgleich fangen bei Königsbriefen die nachfolgenden Heilswünsche dann wieder mit dem Befinden des Schreibers an: „Mir geht es gut — Dir sei Heil" u. s. w. Nun ist jedoch eine Tafel da, welche, an Napchuria gerichtet, den getadelten Verstoß begeht. Die Anrede ist deshalb vielleicht schon im Altertume zerkratzt worden, ziemlich sicher rührte der Brief gleich dem ersterwähnten vom Hethiterkönige her. Es herrscht ein sehr bestimmter Ton darin, und die Beschwerden über vernachlässigte Rücksichten fehlen nicht.

Kurze Zeit vor seinem Tode hatte Nimmuria noch eine Tochter Tuschrattas, die Taduchipa, geheiratet, deren langes Mitgiftverzeichnis sich zu El-Amarna ebenfalls vorfand. Auf die Nachricht, daß der greise neue Schwiegersohn diese Welt verlassen habe — auf deren Eintreffen er ja schon gefaßt war — schickt Tuschratta sofort die Gesandten Pirizzi und Bubri „zum Wehklagen" an Napchuria. Bis zur dritten Botschaft verbeißt er sich dann alle Wünsche, bereitet sie aber dadurch vor, daß er die Teje, des verstorbenen Nimmuria Hauptfrau, bereits als Zeugin anruft: „Und die Worte allesamt, welche ich mit deinem Vater verhandelte, Teje, deine Mutter, kennt sie. Kein anderer weiß sonst davon". Gleich hernach tritt er mit der Forderung hervor, Napchuria möge ihm doch die „goldenen Bilder" (Statuetten) senden, welche Nimmuria versprochen habe. Und Napchuria verliert kein Wort, sondern schickt durch den Gesandten Hamaschi —

die hölzernen Modelle. So meint er als guter Sohn und kluger Mann seines Vaters Wort ohne Unkosten eingelöst zu haben.

Aber Tuschratta ist nicht leicht abzuschütteln. Er schreibt jetzt gleichzeitig an Teje und ihren Sohn je einen Brief, grüßt die Witwe, deren Einfluß noch immer von Bedeutung ist, sehr höflich von seiner Frau Juni, sendet Geschenke und bittet um ihre Vermittlung. Dieser merkwürdige Brief lautet:

„An Teje, die Herrin von Ägypten, Tuschratta, der König von Mitani. Heil sei dir, Heil deinem Sohne, Heil Taduchipa, meiner Tochter, deiner jungen Mitfrau. — Du weißt von mir, daß ich mit Nimmuria, deinem Gatten, Freundschaft hielt, und daß Nimmuria sie mit mir gehalten hat. Was ich an ihn geschrieben und mit ihm verhandelt hatte, erst recht aber, was Nimmuria, dein Mann, mir für Dinge schrieb und über was er mit mir verhandelte: du und Gilia und Mani (Tuschrattas Gesandte), ihr wißt es. Du aber besser als alle. Und kein anderer weiß darum. — Nun hast du zu Gilia gesprochen: „Sage deinem Herrn: Nimmuria, mein Mann, hat mit deinem Vater Freundschaft gehalten und die Feldzeichen, die er aufbewahrte, diesem zugeschickt. Die Gesandtschaften zwischen ihnen waren niemals unterbrochen. Jetzt aber du: vergiß deine alte Freundschaft mit deinem Bruder Nimmuria nicht und erstrecke sie darum auf seinen Sohn Napchuria. Gesandtschaften der Freude, sende sie und laß sie nicht vermissen. — Siehe, ich werde die Freundschaft mit Nimmuria nicht vergessen! Mehr, zehnmal mehr will ich jetzt Worte der Freundschaft mit Napchuria, deinem Sohne, wechseln und gar sehr gute Beziehungen halten. Aber die Worte Nimmurias, das Geschenk, welches mir zu überbringen dein Mann befohlen hatte, du hast es nicht geschickt. Goldene Statuetten hatte ich verlangt. Jetzt aber hat Napchuria, dein Sohn, sie aus Holz gefertigt, während doch Gold in deinem Lande ist wie Staub. Warum geschieht das gerade jetzt? Sollte Napchuria mir das nicht ausliefern, was sein Vater mir gab? Er will doch unsere Freundschaft zehnmal größer machen! — Also warum bringst du (Teje) diese Angelegenheit nicht vor deinen Sohn Napchuria? Wenn du das nicht thust, so soll er trotzdem Statuetten aus Gold hergeben und mich in keiner Weise zurücksetzen. Und zehnmal mehr Freundschaft wird zwischen uns herrschen. — Laß deine Boten mit dem Gesandten Napchurias zugleich an Juni, meine Frau, abgehen, und der Bote Junis soll auch zu dir kommen. Siehe ich sende Geschenke für dich: Büchsen mit gutem Öl (Parfüm) gefüllt“ u. s. w.

Napchuria gegenüber behauptet Tuschratta ebenso sein Recht und teilt alle Einzelheiten mit. Die mitanesischen Boten hätten dem Gusse der Bilder selbst beigewohnt, ja, diese seien schon unterwegs gewesen, als Nimmuria gerade starb. Man darf also ergänzen, daß Napchuria sofort den Befehl erteilt haben muß, den Transport zurückzuholen. — Frau Teje scheint keine Lust verraten zu haben, sich weiter in den ärgerlichen Handel zu mischen; der König von Ägypten aber verlangt, daß Tuschratta den Boten Gilia an ihn sende.

Höchstwahrscheinlich ist dieser auch sonst vielgenannte Mann der angebliche Zeuge beim Herstellen und Absenden jener Bilder gewesen. Hier macht Tuschratta Ausflüchte, und sein letztes Schreiben (über 200 lange Zeilen) nähert sich schon einem Ultimatum. Man fängt beiderseits nämlich an, neue Beschwerdepunkte hineinzumengen, und will die Erledigung eines jeden offenbar von der Hauptfrage abhängig machen. Schon droht Napchuria, allen mitanesischen Unterthanen sein Land zu verschließen, und da kein späteres Aktenstück vorliegt, so sind die Beziehungen wohl gelöst worden. Ob man einen sehr zerstörten Brief aus Gebal nach Ägypten, worin der Ausmarsch des Königs von Mitani mit bewaffneter Macht gemeldet wird, hier heranziehen darf, bleibt jedoch zweifelhaft.

Die beiden unsympathischen Herrschergestalten, welche sich so erbaulich auseinandersetzen, lassen die Untersuchung, wer das größere Recht auf seiner Seite hatte, fast nebensächlich erscheinen. Für Tuschratta ist es sehr übel, daß er jenen Gilia nicht wieder zu schicken wagt und daß in keinem seiner erhalten gebliebenen Briefe aus Nimmurias letzter Zeit ein Wort über die goldenen Bilder steht. Wiederum ist erweislich, daß Napchuria, von Teje unterstützt, in der That Botschaften inhibierte, die sein Vater schon ausgesandt hatte. Der alte Herr, welcher die Göttin aus Ninive zu Hilfe rief, mag durch die Nähe des Todes zu einer dann oft bemerkbaren Freigebigkeit veranlaßt worden sein. Auch heute kursiert ja die Redensart: „Der muß nahe vor seinem Ende stehen", wenn jemand unerwartete Milde zeigt. So kann Nimmuria gar wohl die strittigen Objekte für den biederen Freund bestimmt und abgefertigt haben, nur daß kein Versprechen vorlag. Sobald Tuschratta den Vorgang erfuhr, log er es geschwind hinzu, um an Napchurias Schicklichkeitsgefühl appellieren zu können. Das war jedoch zuviel verlangt.

IV. Briefe der unterworfenen Asiaten.

Vier Fünftel des Fundes, wenn die Zahl der Briefe allein in Betracht gezogen wird, erweisen sich als Berichte und sonstige Mitteilungen von ägyptischen Statthaltern, Truppenbefehlshabern, Stadtobersten und anderen Beamten in Vorderasien. Das Anrede-Schema solcher Untergebenen an den Pharao lautet selbstverständlich ganz anders als das der „Herren Brüder" und wird bei eiligen Meldungen oft abgekürzt. Das große Formular sah ausgefüllt folgendermaßen aus: „An den König, meinen Herrn, meine Götter, meine

Sonne, die Sonne vom Himmel: Jitia, der Präfekt von Askalon, ist Dein Diener, der Staub an Deinen Füßen, der Knecht Deiner Rosse. Zu den Füßen des Königs, meines Herrn, sieben Mal und aber sieben Mal falle ich nieder, auf die Brust und auf den Rücken." Es kommt aber in der Regel auf den Unterschied dessen an, was solche Leute melden, und was sie in Wirklichkeit thun. Gerade hier zeigt sich, welch eine unvergleichliche Fundgrube für unsere historische und sittengeschichtliche Erkenntnis mit dem Archive von Amarna erschlossen worden ist.

Reguläre Kriegszüge zwischen den Statthaltern sind an der Tagesordnung. Der Gefährlichste unter den Schlimmen ist Aziru, Präfekt des Amoriterlandes, welches damals die Gegend nördlich von Damaskus und einen Teil des Orontesthales begreift. Um sich ein eigenes Reich zu begründen, nimmt er mit rascher Hand alle Gebiete an der Nordgrenze weg, die bisher anderen Beamten unterstanden. Seine trefflichen Verbindungen am Königshofe erweisen sich dabei als ganz unschätzbare Beihilfe. Die Stadt Tunip sendet einen geradezu rührend abgefaßten Brief an den Pharao, wobei sich herausstellt, daß Aziru schon den bedeutenden Ort Nii erobert hat, die Stadt Simyra in Phönizien belagert, und gleichzeitig durch seine Kreaturen zu verhindern gewußt hat, daß der König einen in Ägypten vergeiselten Sproß der tunipensischen Herrscherfamilie einsetze. Der Betreffende, ein gewisser Jadi-Addu, war schon abgefertigt und unterwegs gewesen: da erzielten Azirus' Freunde, daß er zurückgeholt wurde. „Wenn aber wir zu klagen haben", heißt es weiter, „dann wird auch bald der König selbst klagen müssen über die Dinge, welche Aziru an uns verübt. Denn nun wird er die Hand gegen seinen Herrn wenden. Tunip aber, deine Stadt, sie weint, und ihre Thränen rinnen; nirgends ist Hilfe für uns da."

Am bittersten beschwert sich jedoch Rib-Addi von Gebal über Aziru und dessen Vater Abd-Aschera — die Klagelieder Jeremiä halten weder an Volumen noch an eintöniger Dringlichkeit eine Vergleichung mit den seinigen aus. Eins dieser ungemein zahlreichen Schreiben, deren Inhalt oft stereotyp genug klingt, ist zugleich für die Beziehungen Rib-Addis, der übrigens schon ein ziemlich bejahrter Mann gewesen sein muß, zu Amanappa bemerkenswert und mag deshalb hier folgen:

„An Amanappa, mein Väterchen: Rib-Addi, dein Sohn. Zu Väterchens Füßen falle ich. Wiederholt fragte ich dich: Könnt ihr mich denn wirklich nicht aus der Hand Abd-Aschera's retten? Alle Habiri sind auf seiner Seite,

die Stadtfürsten hören auf keine Abmahnung, sondern stehen mit ihm in Verbindung; dadurch ist er mächtig geworden. Du aber hast mir erwidert: „Schicke deinen Boten mit mir an den Hof, dann werde ich, falls nichts dagegen gesagt wird (d. h. vom Könige), ihn immer mit königlichen Truppen an dich abgehen lassen, bis die Pidati ausziehen, dein Leben zu sichern." Da antwortete ich dir: „Ich zögere nicht und sende den Mann, aber bei Abd-Aschera darf nichts verlauten, denn (Janhamu hat Silber) genommen aus seiner Hand (d. h. wenn Abd-Aschera Janhamu einen Wink giebt, kommt mein Bote niemals über Unterägypten hinaus)." Du aber meintest: „Fürchte dich nicht, sondern schicke ein Schiff nach Jarimuta und es wird dir Silber und Kleidung kommen von dort." Nun siehe, die Mannschaft, die du mir gabst, ist auseinandergelaufen, weil du mich vernachlässigst. Ich hatte dir gehorcht, er (der Bote) hat mit dem Beamten (Janhamu?) gesprochen (vergeblich?) neun Mal. Siehe, du zauderst diesem Vergehen gegenüber wie bei den übrigen; was soll mich da retten? Wenn ich keine Truppen erhalte, werde ich die Stadt räumen und fortlaufen und thun, was mir gut däucht, um mein Leben zu retten."

Der böse Wille Janhamu's gegen Rib-Addi geht auch aus mehreren anderen Schreiben des armen Teufels an den Hof hervor. „Träfe ich ein Abkommen mit Abd-Aschera, wie es Japa-Addi und Zimrida gemacht haben, dann wäre ich schön heraus. Ferner: da Simyra nun einmal für mich verloren ist und Janhamu Bit-Arti bekommen hat, so soll er auch Getreide zur Nahrung für mich senden, damit ich die Stadt des Königs für ihn bewache. Du, o König, sprich zu Janhamu: „Siehe, es ist Rib-Addi in deiner Hand, und alles, was ihm zugefügt wird, das treffe dich." — Aber dieser Wunsch wurde nicht erfüllt, sondern der phönizische Lehnsmann wird zuletzt aller seiner Städte und Habe beraubt, so daß selbst das unempfindliche Kabinet des Königs sich genötigt sieht, eine drohende Botschaft an Aziru, den Sohn Abd-Ascheras und eigentlichen Urheber der Verlegenheiten in Gebal, zu richten, in der zugleich die Auslieferung mehrerer „Feinde des Königs", also doch wohl Hauptanhänger Azirus, gefordert ist. Als der Botschafter Hani mit jener Note erscheint, ist Aziru, offenbar längst benachrichtigt, pünktlich über alle Berge gegangen, so daß keiner der königlichen Befehle ausgeführt werden kann. Angeblich hätte er sich in Tunip, das er also auch schon weggerafft haben muß, niedergelassen, sei aber natürlich sofort heimgekehrt, als er von Hanis Ankunft hörte. Leider kam er zu spät. So reiht der amoritische Fuchs eine Ausflucht an die andere: — „wenn du wirklich rechtmäßig handelst, aber die Wahrheit in deinen Briefen verdrehst, wo es dir eben paßt, so muß der König schließlich denken, daß du überhaupt bloß lügst", stand schon in Hanis Note. Und Aziru schreibt darauf im Tone verkannter Tugend:

„An den großen König, meinen Herrn, meinen Gott, meine Sonne: Aziru ist dein Knecht. Sieben und aber sieben Mal ꝛc. ꝛc. O Herr, ich bin ja dein Diener, und nur indem ich mich zu Boden werfe vor dem Könige, meinem Herrn, spreche ich, was ich zu sagen habe. Aber, o Herr, auf die Feinde, die mich vor dir verleumden, höre nicht. Ich bleibe dein Knecht bis in Ewigkeit.“ — Leider hat dieser Getreue, außer den schon gekennzeichneten Fehlern, noch die Eigentümlichkeit, daß er gern mit den hethitischen Landesfeinden konspiriert. Seine Unverschämtheit hilft ihm indessen auch über diesen gefährlichen Punkt siegreich hinweg, so oft etwas davon zur Sprache kommen soll. Wenn er zu neuen Raubzügen rüstet, scheut er sich nicht, von einem Einbruche der Hethiter zu fabeln, welchen er bekämpfen muß; und jeder Ort, den er seinen Kollegen dann widerrechtlich entreißt, wäre sonst unfehlbar in Feindeshand geraten. Weil aber der Verlauf immer derselbe ist, d. h. zu Azirus alleinigem Vorteil endet, so gewinnt schließlich im ägyptischen Staatsrate die Meinung Raum, daß der unruhige Gesell an den Hof zu zitieren und dort zu verhören sei. Jahre hindurch weiß sich Aziru dieses fatalen und gefährlichen, im glücklichsten Falle aber kostspielige Ansinnens zu erwehren. Zuletzt mußte er dennoch gehorchen und ist mit schwerem Herzen und vollen Kräften nilwärts gezogen. Allem Anschein nach hat er sich auf seinen obersten Gönner Dudu — den er stets brieflich „Väterchen“ tituliert — verlassen, aber diese angenehme Verbindung konnte den Unruhestifter nicht vor der vorläufigen Verhaftung bewahren. Denn der letzte Brief in der Aziru-Reihe, welcher offenbar konfisziert wurde und dann in das Archiv gewandert ist, stellt sich als ein Trostschreiben der Anhänger oder Söhne Azirus an ihr gefangenes Haupt heraus. Bei alledem sind die politischen Bestrebungen des Amoriterfürsten selbst von vielen syrischen und namentlich phönizischen Großen als heilsam für das Land empfunden und darum unterstützt worden. Sein Auftreten machte einem viel unerträglicheren Zustande das erwünschte Ende. Zwei Schreiben des Stadthauptmannes Akizzi von Katna unweit Damaskus lassen den Unterschied vortrefflich erkennen. Als Akizzi zum ersten Male an König Nimmuria berichtet, geht dort jeder kleine Gebieter auf eigene Faust Eroberungen nach: Tēuwatta von Lapana, Dascha, Arzawia und wie sie alle heißen. Sie sind aber verschwunden, als Aziru erscheint, obgleich Akizzi sich keineswegs über diese Verwandlung freut. Im Libanon geht es nicht besser zu. Dort balgt sich Namjauza mit den Stadthäuptern von Puzruna und Chalunni

herum. „Sie übten Feindschaft mit Biridaschwi zusammen gegen mich und sprachen: Wohlan, laßt uns den Namjauza töten! Ich aber riß aus." Am ärgsten tobt der Jedermannskrieg im Süden. Hier hat ein gewisser Labaja die Rolle zu spielen versucht, welche Aziru im Norden durchführte. Allein das Glück war Labaja minder hold; vermutlich ließen sich die zuchtlosen Häuptlinge niemals zum einheitlichen Handeln bewegen, und auf diese Weise erzielte der Unglückliche nur, daß seine Feinde ihm gegenüber zusammenhielten. Er verliert sein Gebiet, führt eine Weile den Kampf als Freibeuter, wird in Megiddo gefangen, befreit sich wieder als er nach Ägypten verschifft werden soll, fällt oder stirbt aber, nachdem er im späteren Judäa noch Erfolge gehabt zu haben scheint.

Jerusalem steht unter einem königlichen „Uwëu" — der Titel entspricht dem eines niederen Offiziers in ägyptischen Heeren — namens Abdicheba. Sein Nachbarpräfekt Schuwardata behauptet gelegentlich von ihm, er habe mit Labaja unter einer Decke gesteckt, und in der That klagt Abdicheba über allgemeine Feindseligkeit. Milki-El und dessen Schwiegervater Tagi, welche in der philistäischen Ebene, um Gath herum, ein Gebiet unter sich haben, sind seine Hauptgegner. Sie werben Trupps der schon genannten Habiri an, damit Abdicheba völlig in Blockadezustand versetzt werden, die Plackerei satt bekommen und freiwillig das Feld räumen soll. Nahe genug liegt ihm dieser Ausweg allerdings, wenn er schreibt: „Schändlichkeiten hat man gegen mich verübt! Sähe jemand danach, es würde Thränen aus den Augen des Königs hervorlocken, so schwer bedroht mich die Feindseligkeit. Sollen die Habiri sich der königlichen Städte bemächtigen? Erscheinen die Pidati nicht noch in diesem Jahre, so lasse mich der König durch seinen Sendboten samt allen Brüdern abholen, daß wir sterben beim Könige, unserem Herrn." Unter den Habiri nun sind keine anderen als die Hebräer zu verstehen, welche also schon im „verheißenen Lande" sich befinden, aber noch nicht zur völligen Seßhaftigkeit gediehen sind. Sie schwärmen auch in der Libanongegend herum, wo Namjauza eine Horde von ihnen offiziell in Dienst genommen hat; dagegen sieht es aus, als besäßen sie schon Sichem und das Gebirge Ephraim als freies Stammeseigentum. Von dorther ist wenigstens kein Brief an den König entdeckt worden, doch wird einmal die Stadt „Schakmi" (= Sichem) erwähnt. Die wirklich alten Teile der biblischen Eroberungsgeschichte, im Buche Josua, stimmen damit ziemlich überein, noch mehr die wertvollen Bruchstücke im ersten Kapitel des Richterbuches.

Abdichebas Briefen stehen solche von Milki-El und Tagi gegenüber, an denen der Gewalthaber Janhamu eben ein Exempel statuiert hat. Die Stimmen des Jammerkonzerts geben folgenden Satz ab:

Abdicheba: „Siehe, Milki-El und Tagi haben folgende That begangen .... In dieser Weise, so wahr der König lebt, hat er (Milki-El) Verrat begangen an mir. Sende den Janhamu, daß er sehe, wie es im Lande des Königs hergeht!" — Milki-El: „Es wisse der König, mein Herr, die That, welche Janhamu geübt hat, nachdem ich vom Könige entlassen war. Siehe, er hat 3000 Talente aus meiner Hand fortgeschleppt und sprach zu mir: ‚Gieb mir deine Frau und deine Söhne, damit ich sie töte!' Der König merke diese That, er schicke Streitwagen und hole uns hinweg." — Tagi: „Bin ich doch ein Diener des Königs. Aber voller Wunden ist mein Bruder, so daß ich noch nichts durch ihn zum Könige schicken kann. Frage den Rabisu (Titel Janhamus), ob mein Bruder nicht voller Wunden ist. Wir aber richten unsere Augen auf dich; ob wir zum Himmel emporsteigen oder in die Erde kriechen, stets ist unser Haupt in deiner Hand. Und siehe, ich will versuchen, meinen Weg an der Hand der Wundärzte zum Könige einzuschlagen." — Milki-El: „Vernommen habe ich die Botschaft des Königs: er sende Pidati-Truppen zur Sicherheit seines Dieners und Myrrhenharzkörner zum Heilen."

Daß die Schuld an derartigen Vorkommnissen zunächst im ägyptischen Verwaltungssystem lag, wurde schon gesagt. Wie wenig die kleinen Gaufürsten im Guten oder Bösen von ihrem Oberherrn erwarten, zeigen krasse Beispiele. König Burnaburiasch beschwert sich, daß eine babylonische Handelsgesellschaft, die durch seinen Gesandten in die kanaanitische Stadt Hinaton geführt worden war, gleich nach der Weiterreise des Botschafters überfallen und gänzlich ausgeplündert wurde. Die Vorsteher waren erschlagen, die übrigen, zum Teil verstümmelt, als Sklaven verschleppt worden. „Kanaan ist dein Land, du bist sein König", fährt Burnaburiasch fort. „In deinem Lande hat man mich so beleidigt; bändige sie also. Erstatte das geraubte Gold, und die Mörder meiner Unterthanen töte, um deren Blut zu rächen." Ob das geschah, ist mehr als zweifelhaft, denn ein Teil des Raubes genügte wahrscheinlich schon, um den Briganten (wieder Beamte, von denen sogar Briefe da sind) gutes Wetter zu sichern. Die natürliche Folge war, daß die Gesandten selbst an die Reihe kamen. Ihre Karawane mit Geschenken für Napchuria wurde zweimal hintereinander geplündert, sie selbst mußten sich ranzionieren. Dafür, daß die Schlaffheit der ägyptischen Regierung immer dieselbe blieb, liegt noch ein weiteres beschämendes Zeugnis vor. Es ist ein vollständiges Kreditiv zum Behufe der kanaanitischen Spitzbuben und lautet: „An die Fürsten im Lande Kanaan, die Vasallen meines

Bruders. Gegenwärtigen Akija, meinen Boten, entsende ich zum Könige von Ägypten, meinem Bruder. Bringt in wohlbehalten nach Ägypten und in Eile. Daß ihm aber keine Gewaltsamkeit widerfahre!"

In besonders lebhaftem Verkehr mit Ägypten befinden sich naturgemäß die Präfekten der Hafenstädte Kanaans. Die klügeren Herren darunter haben entdeckt, daß es den König amüsiert und befriedigt, wenn ihm gleichzeitig allerlei Schiffer- und Botenposten von nah und fern mitgeteilt werden. Am weitesten in dieser Beziehung hat es Abimilki von Tyrus gebracht, namentlich das Denunzieren versteht er nebenbei wunderschön. Wir verdanken diesem Wackern ein wahres Kabinetstück der Briefsammlung: den wohlstilisierten Jubelhymnus eines Strebers vor 3300 Jahren. Übrigens sei vorweg darauf hingewiesen, daß die dabei verwendeten Redeblüten sich vielfach mit denen der hebräischen Psalmistik decken, wozu schon die vorhin wiedergegebene Stelle über Himmel und Erde aus Tagis Brief zählt. Die Bibelkritik hat in den Tafeln überhaupt mancherlei zu lernen gefunden. Nach der üblichen Eingangsformel seines Schreibens geht Abimilki nun folgendermaßen ins Zeug:

„Mein Herr König ist der Gott Sonne, der sich alle Tage über dem Erdkreise erhebt, nach dem Willen seines wohlthätigen Vaters, des himmlischen Sonnengottes (Aten). Seine Worte spenden Leben und Wohlfahrt, allen Ländern giebt seine Macht Ruhe. Wie der (phönizische) Gott Ramman, so donnert er vom Himmel herab, und das Erdreich zittert davor. — Siehe, dein Knecht schreibt, sobald er Botschaft für den König hat, die gut ist. Und die Furcht des Herrn, meines Königs, kam über das ganze Land, bis der Gesandte gute Botschaft des Königs, meines Herrn, verkündet hatte. Als ich hörte durch ihn die Worte des Königs an mich: ‚Sei zur Verfügung der Großbeamten' — da antwortete (ich) der Diener seinem Herrn: ‚Das ist schon geschehen!' Auf die Brust, auf den Rücken schreibe ich mir die Befehle des Königs. Ja, wer dem Könige, seinem Herrn, gehorcht und mit Liebe an ihm hängt, über dem geht der Gott Sonne auf, und ein gutes Wort aus dem Munde seines Herrn flößt ihm Leben ein. Gehorcht er den Worten des Herrn aber nicht, so geht seine Stadt, sein Haus unter, und sein Name erlischt in allen Ländern, für immer. Wer aber dem Herrn als treuer Knecht folgt, dessen Stadt ist fest gegründet, sein Haus sicher und sein Name währet in Ewigkeit."

So geht es noch eine Weile fort; am Schlusse aber besinnt sich der höfliche Mann auf seine Angeberpflicht und fügt schnell hinzu: „Zimrida, der Präfekt von Sidon, sendet übrigens alle Tage Bericht an Aziru, den Sohn des Abd-Aschera. Jedes Wort, das aus Ägypten kommt meldet er ihm. Ich aber teile es dem Könige als nützlichen Wink mit".

Zwei Fürsten, Adad-nirari von Nuchasche und ein weiterer,

dessen Name undeutlich geworden ist, scheinen einen höheren Rang einzunehmen als ihre Nachbarn. Nuchasche wird überhaupt, sowohl in diesen Tafeln wie in ägyptischen Inschriften, häufig erwähnt; es muß sich geographisch an den Nordostrand des Libanon gelehnt haben. Sonst liegen noch Briefe vor aus den Städten Biruta (Berut), Haschab, Hazi, Kumidi, Kadesch am Orontes, Sidon, Akko, Ruhiza, Megiddo, Hazor, Gezer, Gaza, Lakisch, Schamhuna, Muschihuna, Dubu und anderen; viele sind außerdem verstümmelt und lassen die Herkunft nicht mehr erkennen.

Einige Proben solcher Briefe, die, obgleich sie durchaus nicht allesamt wichtigere Beiträge zur Geschichte der politischen Umtriebe bieten, doch oft von sittengeschichtlichem Interesse sind, seien hier noch angefügt.

„An den König, meinen Herrn, meine Götter, meine Sonne: Jabitiri ist dein Diener, der Staub deiner Füße ꝛc. Und ein treuer Knecht des Königs bin ich. Ich blicke hierhin und ich blicke dorthin, aber es wird nicht hell; nun blicke ich auf den König, meinen Herrn, da wird's hell. Ein Ziegel weicht wohl aus der festen Schicht, doch von des Königs Füßen weich' ich nicht! Der Herr König frage nur Janhamu, seinen Rabisu. Als ich noch klein war, brachte der mich nach Ägypten, und ich diente dem Herrn König und stand am Thore des Palastes (als Page). Und heute — der König frage seinen Rabisu — sind es die Thore von Gaza und Joppe, die ich hüte. Und den Pidati des Königs bin ich attachiert: wohin sie rücken, da gehe ich mit, zum Beispiel eben jetzt. Auf meinem Nacken ruht das Joch des Königs, und ich trage es."

Viel Ausbeute für eine genauere Durchforschung unseres Materials nach geographischen Einzelheiten verspricht die folgende Tafel aus der Gegend des Jordan:

„An Janhamu, meinen Herrn: Mut-Addi ist der Knecht zu deinen Füßen. Ich sagte dir schon und es ist wirklich so: Ajab ist heimlich entflohen, wie (zuvor) der König von Bihischi es that vor den Kommissaren des Königs, seines Herrn. Ob nun Ajab in Bihischi ist? (Da ist er,) so wahr der Herr König lebt, so wahr er lebt! Seit zwei Monaten ist er schon da. Siehe, da ist ja Benenima, da ist Tadua, da ist Jaschuja, frage sie, ob er aus Schadi-Marduk, aus Astarti entflohen ist. Als sich alle Städte des Landes Gari (des Jordanthales) empörten, wurden genommen Adma („Udumu"), Aduri, Araru, Meschtu, Migdal, Ain-Anab, Sarki, ferner Hawani und Jabesch. Ferner siehe: sowie du einen Brief an mich geschrieben hattest, habe ich an ihn (Ajab) geschrieben, daß du zurück seiest von deiner Reise (nach Palästina?). Und siehe, nach Bihischi ist er gegangen und hat (doch) den Befehl gehört."

Die beiden Namen Ajab und Jaschuja erinnern übrigens an Hiob und Josua.

Die große Bereitwilligkeit, welche aus diesem Briefe spricht war bei Janhamu sehr angebracht, wie wir schon wissen. Ein

anderer syrischer Graf, dessen Name verlöscht ist, beklagt sich bitter, daß Janhamu ihn nicht durchgelassen habe, obgleich er die königliche Zitation an den Hof vorwies. Freilich kann das auch eine indirekte Gefälligkeit für den Briefschreiber gewesen sein. Wir stehen eben schon einer so hochentwickelten Kultur gegenüber, daß die Extreme einander oft genug berühren. Drollig ist eine Dreiheit synoptischer Briefe, welche für die offenbar gemeinsam im Felde stehenden Lehnsmannen Biri . . . (soweit ist der Name nur erhalten) von Haschab, Ildaja . . . von Hazi und noch einen von demselben Schreiber verfaßt wurden. Wie ein Chorus rezitierender Schulknaben sagen die guten Leute ihr Sprüchlein her: „Siehe, wir belagerten im Lande Amki die Städte des Königs, meines Herrn (d. h. „abgefallene", weil sie den Tribut nicht brachten). Da zog heran Itakama, der Graf von Kinza (= Kadesch) an der Spitze von Hethitern. So schreibe der Herr König an Itakama und wende ihn ab, und gebe uns Truppen, damit wir die Städte des Königs gewinnen und darin künftig wohnen können".

Itakama ist überhaupt bei seinen Nachbarn recht unbeliebt. Allem Anschein nach gehört er zu den mächtigeren Verbündeten des Aziru und hat als solcher die besondere Aufgabe, die Gegner des Amoriters im südlichen Coelesyrien möglichst zu bedrängen. Vielleicht aber haben Aziru und Itakama sich erst gefunden, nachdem sie eine Weile ihre Kämpfe allein geführt hatten. Die Hethiter in Itakamas Streitmacht sind natürlich deshalb hervorgehoben, damit der Pharao stutzig werden soll, — es können hethitische Lanzknechte gewesen sein, die der Graf von Kadesch mit demselben Rechte angeworben hätte wie sein Hauptgegner Namjauza die Habiri und Suti, oder die Miliz von Kadesch war von vornherein auf hethitische Art bewaffnet, wenn die Stadt nicht schon von Leuten hethitischen Stammes bewohnt gewesen ist. Später nahmen die Hethiter Kadesch wirklich in Besitz, und es fragt sich, ob es zum ersten Male geschah. Aber Itakama selbst verpönt jeden Gedanken an Abfall; er schreibt vielmehr:

„An den König, meinen Herrn u. s. w. Ich bin dein Knecht, aber es hat mich verläumdet Namjauza bei dir, mein Gebieter. Und während er das that, hat er mein ganzes väterliches Besitztum im Lande Kadesch besetzt, und meine Dörfer hat er angezündet. Kennen die Beamten des Königs, meines Herrn, und seine Unterthanen nicht meine Treue? So diene ich dir samt allen meinen Brüdern, und wo Aufstand herrscht gegen den König, meinen Herrn, da ziehe ich hin mit meinen Kriegern, meinen Streitwagen und allen meinen Brüdern. Nun siehe: Namjauza hat alle Städte des Königs im

Lande Kadesch und im Lande Ube den Habiri überantwortet. Aber ich werde hinmarschieren, und wenn vor mir herziehen deine Götter und deine Sonne, dann will ich zurückbringen die Orte von den Habiri an den König, meinen Herrn, auf daß ich mich ihm unterthan zeige. Verjagen werde ich diese Habiri, und freuen wird sich der König über seinen Knecht Itakama. Und ich will dienen dem Könige, meinem Herrn, und dienen sollen ihm alle meine Brüder und alle Länder. Den Namjauza aber will ich vernichten, denn ich bin in Ewigkeit ein Knecht des Königs, meines Herrn."

Das hier erwähnte Land Ube entspricht dem biblischen Hoba, von dem es im 1. Buche Mose 14 Vers 15 heißt, Abram habe die Besieger Sodoms, welche Lot gefangen mit sich führten, bis dahin verfolgt; und zwar lag Hoba nach dieser Stelle „nördlich von Damaskus". In einem Briefe des schon erwähnten Akizzi von Katna lesen wir jedoch: „O Herr König, wie Damaskus im Lande Ube nach deinen Füßen die Hand ausstreckt, so streckt Katna nach deinen Füßen die Hand aus!" Beide Angaben lassen sich durch die Voraussetzung vereinigen, daß im Alten Testament die Lage des Ortes genauer bezeichnet wird, nach dem das Gebiet genannt wurde. Andere Länder, welche auf den Tafeln vorkommen, sind schwerer zu ermitteln. Um der Hungersnot in Gebal zu begegnen, soll Rib-Addi aus den Zaluchiländern und aus Ugarit Getreide holen, aber er vermag es nicht, weil die Feinde seine Schiffe aufhalten. Zaluchi scheint überhaupt nicht weiter erwähnt zu sein, während Rib-Addi Ugarit später mit dem Gebiet von Tyrus vergleicht und zwar in Bezug auf dessen verwaltungsrechtliche Stellung zu Ägypten. Abimilki, der tyrische Präfekt, meldet gelegentlich an den König: „Die Stadt Ugarit hat das Feuer gefressen; die eine Hälfte fraß es weg, die andere nicht". Ein gewisser Japachi-Addi endlich, der ohne Erfolg Lebensmittel in Rib-Addi's Stadt Simyra zu schaffen versuchte, teilt Janhamu vorwurfsvoll mit, daß Aziru sich von Gebal bis Ugarit ausgebreitet habe. Nach alledem muß Ugarit den nördlichsten Punkt der ägyptischen Besitzungen in Asien darstellen und lag also wohl unweit des heutigen Alexandrette. Diese vorgeschobene Lage machte das Land oder Ländchen gewiß zu einem etwas unsicheren „Edelstein in der Krone" Ägyptens, eine Auffassung, die auch König Kadaschman-Bel geteilt haben dürfte, als er (siehe S. 13) seiner kleinen Liste von unmöglichen Haremsdamen auch eine Tochter aus Ugarit einverleibte. Er wollte offenbar in geringschätzender Weise lauter fremde „Prinzessinnen" aufzählen.

Von einem Lande Danuna, das zu Kanaan gerechnet wurde, erfahren wir noch, daß sein König starb und dessen Bruder, ohne

Widerstand zu finden, nach ihm den Thron bestieg. Einer von diesen Beiden mag mit dem Könige von „Tana" identisch sein, der, wie Rib-Addi einmal kurz erwähnt, nach Gebal ziehen wollte, aber wegen Wassermangels unterwegs umkehrte.

Einige Briefe von Frauen befinden sich unter den Tafeln. Zwei dürften der Gattin Milki-Els angehören, die von den Habiri schwer bedrängt wird, während ihr Mann nach Ägypten berufen ist; zwei andere sind von der „Dienerin an meine Herrin" gerichtet, vielleicht als Begleitschreiben zu Tuschratta's Briefen an dessen Tochter in Ägypten gegangen und im Namen einer Gespielin oder Verwandten abgefaßt. Endlich hat eine an König Burnaburiasch verheiratete Tochter des Napchuria ein Täfelchen an ihren Vater geschickt, und zwar durch einen besonderen Boten namens Kidin-Ramman. „Vor das Angesicht meines Herrn möge er treten," — also „persönlich zu überliefern". Schade, daß der sonstige Inhalt des zierlichen Briefchens vielfach unleserlich geworden ist.

V. Die allgemeine Lage zur Amarna-Zeit.

Mag man die religiöse Reform des Königs Napchuria ihrem Wesen nach noch so günstig beurteilen: sie konnte das Ansehen des Nilstaates in Asien durchaus nicht fördern helfen. Verursacht kann sie freilich die Zustände, welche wir in Syrien-Kanaan finden, ebensowenig haben; vielleicht war sogar Amenophis III. trotz seiner großen eigenen Schlaffheit nur ein Erbe der Wirren in diesem Teile des Reiches gewesen. Die allergewaltigsten Schläge konnten auf die Dauer doch nicht verhindern, daß die Habiri nach kurzer Zeit immer wiederkamen; ihr Bedürfnis nach Wohnsitzen war eben größer als die Furcht, und außerdem war es dem Pharao gleichgiltig, ob ihm ein Habiru oder ein Kanaanäer in Palästina zinste, sobald die Eindringlinge sich zur Anerkennung seiner Rechte bequemen wollten. Napchurias besonderer Fehler lag offenbar in seiner Parteilichkeit für seine Beamten, welche Atenbekenner geworden waren, und diese scheinen das königliche Vertrauen um so rücksichtsloser ausgebeutet zu haben, je weniger sie selbst an eine Dauer der Reformbewegung glaubten.

Die Amarnatafeln sind in ihrem babylonischen Gewande zunächst ein Produkt der diplomatischen Sitte, beweisen aber durch viele Einzelheiten des Inhaltes, daß die ganze vorderasiatische Kultur schon seit Jahrhunderten auf babylonischer Grundlage ruhte. Aus den

wortreichen Feldzugsberichten Thutmosis' III. geht, wie das so häufig bei ägyptischen Nachrichten zu beklagen ist, kaum hervor, welchem Großstaate er die syrisch-palästinensischen Striche eigentlich entrissen hat. Politisch scheint das euphratensische Reich schon mit dem Beginn seiner kassitischen Dynastie, der wohl von langen inneren Kämpfen begleitet war, das Westland am Mittelmeere eingebüßt zu haben. Eher könnten die Könige von Mitani als frühere Herren in Betracht kommen.

Mitani, noch immer ein ausgedehntes Staatswesen, hatte jedenfalls seine besten Tage bereits hinter sich, als Tuschratta mit Mühe dort den väterlichen Thron bestieg. Der Name Hanirabbat, unter dem es bei allen Nachbarn figuriert, muß der ältere sein und nebenbei noch die Stammprovinz bezeichnen, an welche die jüngeren Erwerbungen sich dann erst angeschlossen hatten. Es ist festgestellt, daß das östliche Kappadokien, die bergige Landschaft Melitene am oberen Euphrat, noch um 690 Hanirabbat hieß, daß andererseits Mitani, im engeren Sinne, der später makedonisch Mygdonia genannten Landschaft, dem eigentlichen Mesopotamien, entsprochen haben muß. Wir sahen aber auch, daß Ninive, die spätere assyrische Hauptstadt, im Besitz Tuschrattas sich befunden hat; sonst hätte er schwerlich die Stadtgöttin Ischtar nach Ägypten schicken können. Ninive dürfte übrigens der östlichste Besitz des Reiches Hanirabbat-Mitani gewesen sein, dessen Schwerpunkt mehr westwärts lag. Es liegt eine Bemerkung des Königs von Alaschja vor, durch die der Pharao veranlaßt werden soll, künftig mit „den Königen der Hethiter und von Schanchar" keine Geschenke mehr auszutauschen. Als Schanchar wird hier Mitani bezeichnet, vielleicht nach seiner Residenz, wobei sich an das spätere Singara denken ließe, oder aber nach dem kleinasiatischen Teile seiner Besitzungen.

Im Gegensatz zum Hethiterreiche, das sich vom Hals Kleinasiens bei den Issischen Pässen her nach Syrien vorschiebt und im raschen Aufschwunge begriffen ist, steht Mitani am Vorabend seines Zusammenbruches. Die Babylonier sowohl als die Hethiter lauern darauf, jene reife Frucht zu pflücken, und es fehlte vielleicht wenig, daß Tuschratta, statt sich noch einmal die Krone zu erkämpfen, vor den eingedrungenen Hethitern hätte kapitulieren und so das Ende Mitanis sehen müssen. Die große „Liebe" des Königs für Ägypten ist also doch nicht bloß vom Glanze des Goldes, sondern auch durch die politische Zwangslage hervorgerufen. Wenige Jahrzehnte, nachdem der Briefwechsel für uns aufgehört hat, trat die Kata-

strophe ein. Mitani verschwand aus der Reihe der vorderasiatischen Staaten und machte aramäischen Kleinreichen Platz; die östlichen Grenzgaue samt Ninive nahm Assyrien in Besitz, als erste Stufe zu seiner späteren Obmacht im Orient.

Noch früher aber ereilte das Geschick die 18. Dynastie in Ägypten. Sogar seine Schöpfung bei El-Amarna hat Napchuria wahrscheinlich nicht mehr vollendet gesehen, denn er starb schon um 1366, ohne einen Sohn zu hinterlassen. Nach einigen vergeblichen Versuchen seiner Tochtermänner, die „Lehre" aufrecht zu erhalten, trat die Katastrophe der Reform ein. Das Land litt schwer unter den blutigen Kämpfen, denen auch das Königshaus erlag. Amons siegreiche Verteidiger aber konnten jene verhaßte Sonnenscheibenstadt wieder dem Boden gleichmachen. Sie müssen eben im Anzuge gewesen sein, als ein königlicher Archivar den glücklichen Gedanken hatte, unsere Thontafelschätze an sicherem Orte in der Erde zu bergen und so für eine späte Nachwelt zu retten.

Übersicht.

I. Auffindung und Art der Thontafeln S. 3—5. Die Stätte von El-Amarna S. 3. — Der Fund S. 3/4. — Sein allgemeiner Inhalt u. s. w. S. 4/5.

II. Hof und Verwaltung der Ägypter S. 5—11. Die 18. Dynastie S. 6. — Amenophis IV. und seine Reformen S. 6/8. — Ihr Grundgedanke S. 8. — Der Hofstaat S. 8/9. — Die asiatische Verwaltung S. 9/10. — Das Verhalten des Pharao gegenüber den asiatischen Zuständen S. 11.

III. Die Briefe asiatischer Könige S. 12—20. Anrede S. 12. — Briefe Kadaschman-Bels S. 12/14. — Briefe Tuschrattas an Amenophis III. S. 14/16. — Thronbesteigung Amenophis' IV. S. 16/17. — Briefe des Burnaburiasch S. 17. — Schreiben aus Assyrien, Alaschja und vom Könige der Hethiter S. 17/18. — Tuschrattas Korrespondenz mit Teje und Amenophis IV. S. 19.

IV. Briefe der unterworfenen Asiaten S. 20—30. Anrede S. 20. — Aziru der Amoriter und Rib-Addi von Gebal S. 21/23. — Akizzi, Labaja S. 23/24. — Abdicheba von Jerusalem und die Habiri S. 24. — Milki-El und Tagi S. 25. — Beraubung fremder Gesandten S. 25/26. — Abimilki von Tyrus S. 26. — Sonstige Briefe: Adad-nirari, Jabitiri, Mut-Addi, die „Synoptiker" S. 27/28. — Itakama von Kadesch S. 28/29. — Die Länder Ube, Ugarit und Danuna S. 29/30. — Frauenbriefe S. 30.

V. Die allgemeine Lage zur Amarna-Zeit S. 30—32. Ursachen der Zustände in Syrien-Kanaan S. 30. — Die Lage des Reiches von Mitani S. 31. — Sein Untergang S. 31/32. — Ende der Reform in Ägypten S. 32.

Hölle und Paradies

bei den

Babyloniern

von

Dr. Alfred Jeremias



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1900

Der alte Orient.

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft.

1. Jahrgang, Heft 3.

Einleitung.

Eine zusammenhängende Darstellung der babylonischen Religion zu geben, wird noch für lange Zeit ein Ding der Unmöglichkeit bleiben. Die Ausgrabungen der letzten Jahrzehnte haben zwar eine Fülle von Bruchstücken aus der religiösen und mythologischen Litteratur der Babylonier zu Tage gefördert, von denen unter heißem Bemühen ein großer Teil geordnet und entziffert worden ist. Aber diese Fragmente, die sich auf einen Zeitraum von mehr als drei Jahrtausenden verteilen, lassen sich nur in seltenen Fällen chronologisch einordnen. Die meisten religiösen Texte verdanken wir dem Sammelfleiße des assyrischen Königs Asurbanipal (668—626), der durch seine Tafelschreiber die babylonischen Litteraturdenkmäler abschreiben ließ. Wenn es einer glücklichen Zukunft gelungen sein wird, die unterbrochene Ausgrabung der Bibliothek von Nineveh zu vollenden — nur ein geringer Bruchteil ist in arg zertrümmertem Zustande zu Tage gefördert —, so wird ein großartiges Material zur Erforschung babylonischen Geisteslebens vorliegen. Aber auch dann wird für unsere Kenntnis der Religion das wichtigste fehlen: die Tempelüberlieferungen, die uns über die Geschichte der einzelnen Kulte Aufschluß geben könnten.

Auf den folgenden Blättern sollen babylonische Vorstellungen vom Jenseits geschildert werden. Selbstverständlich verfügen wir auch hierbei über lückenhaftes Material. Wenn einst der Nergaltempel von Kutha ausgegraben sein wird, werden wir gewiß viel neues über babylonische Höllenphantasieen erfahren. Und doch gestattet dieses Stück religiösen Lebens am ehesten den Versuch einer systematischen Darstellung. Die babylonische Priesterreligion hat sich

wenig mit dem Jenseits befaßt; sie bildet in diesem Punkte das Gegenstück zur egyptischen Religion. Die Götter des babylonischen Kultus sind im Großen und Ganzen Götter des praktischen Lebens, auch Nergal von Kutha ist zunächst ein Herr der Lebendigen. Es blieb der Volksphantasie überlassen, über ein Leben nach dem Tode zu sinnen, und wie es scheint, geben die uns erhaltenen mythologischen Fragmente diese ziemlich konservativ gebliebenen Volksvorstellungen in ihren Hauptzügen wieder.

Es wird dem Leser auffallen, daß die babylonischen Gedanken von Tod und Hölle mit den israelitischen Volksvorstellungen überraschend zusammenstimmen. Das Volk Israel ist eben aufs innigste mit Babylonien verbunden. Die Funde von Tel-el-Amarna haben bewiesen, daß über Kanaan babylonisches Geistesleben gezogen ist, ehe die Hebräer dahin einwanderten. In Jerusalem hat damals ein Tempel des babylonischen Gewittergottes Ninib gestanden. Die hebräischen Vätergeschichten nennen in mehrfacher Überlieferung Babylonien als Urheimat des Volkes der Bibel. In der Königszeit und während des Exils hat Babyloniens Kultur bei den Israeliten eine Rolle gespielt, wie fränkische Kultur bei uns im vorigen Jahrhundert. Wir glauben, daß die Vorstellung vom freudlosen Dasein in der Unterwelt bei Babyloniern und Israeliten ein Stück gemeinsamen Erbteils aus semitischer Urzeit darstellt.

☞ Eine ausführliche Behandlung des vorliegenden Materials mit philologischer Bearbeitung der in Betracht kommenden Keilschriften bietet des Verfassers Buch über die **„Babylonisch-assyrischen Vorstellungen vom Leben nach dem Tode“** (Leipzig, J. C. Hinrichs), von dem eine **zweite, völlig neu bearbeitete Auflage** in Vorbereitung ist.

Tod und Begräbnis.

Der Tod ist für den Babylonier das „unentrinnbare“, „nächtliche“ Geschick, das „nach uraltem Gesetz“ aller menschlichen Herrlichkeit ein Ende bereitet. Auf langes Leben, Greisenalter, irdische Unsterblichkeit in dauernder Nachkommenschaft zielen alle Gebetswünsche. „Dauerhaft wie die Backsteine von Ibarra mache meine Jahre, dehne sie aus in Ewigkeit“, bittet Nebukadnezar. Ein alter Segenswunsch lautet:

„Anu und Anatu im Himmel mögen ihn segnen;
Bel und Beltis auf Ekur mögen das Geschick eines (langen) Lebens ihm bestimmen;
Ea und Damkina im Ocean mögen ein Leben langer Jahre ihm geben.“

Vom altbabylonischen Helden berichtet die Legende, er habe die Pflanze gefunden, deren Genuß den Greis wieder zur Jugend zurückruft. Ein den Göttern wohlgefälliges Handeln kann „das teure Leben“ verlängern. Tiglatpilesar I. sagt von seinem Großvater: „Das Werk seiner Hände und seine Opferspenden gefielen den Göttern wohl, und so gelangte er bis ins höchste Greisenalter.“ Nabonid, der letzte chaldäisch-babylonische König, betet zum Mondgott: „Bewahre mich vor Versündigung an deiner großen Gottheit, und ein Leben ferner Tage schenke mir zum Geschenk“, und für Belsazar, seinen Erstgeborenen, bittet er: „Die Furcht vor deiner erhabenen Gottheit laß in seinem Herzen wohnen, daß er nicht in Sünde willigen möge; mit Überfluß an Leben werde er gesättigt.“ Wie anderseits Ausrottung der Nachkommenschaft und plötzlicher Tod als Strafe für Frevel gegen Götter und Menschen angesehen wurden, zeigen besonders die Fluchformeln am Ende der Königsinschriften. Dem Zerstörer der Inschrift Tiglatpilesars drohen die Worte: „Der Gott Ramman befehle, daß er nicht einen Tag länger lebe, sein Name und Same werde im Lande vertilgt.“ „So lange Himmel und Erde stehen, sei vernichtet sein Same“, heißt es in

einem andern grimmigen Fluche; „sein Name werde ausgetilgt, sein Same gestürzt, in Bedrängnis und Hungersnot möge sein Leben enden, es werde hingeworfen sein Leichnam, kein Begräbnis soll er bekommen."

Schließlich aber entgeht keiner dem Todesverhängnis. Plötzlich und unerwartet bricht der Tag herein, „der nicht freigiebt". „Gleich einem Schilfrohr wird das Leben abgeschnitten." „Der am Abend zuvor noch lebte, ist am Morgen tot". Mancher stirbt „an einem Tage, der nicht sein Geschick war". In der Schicksalskammer nämlich haben die Götter das Geschick, das Fatum des Menschen, bestimmt. Der Todestag heißt deshalb „der Tag des Geschickes". Man sagt von einem Verstorbenen: „Der Tag seines Geschickes raffte ihn dahin." Von einem Selbstmörder aber heißt es: „Der Schrecken warf ihn nieder, und er ging in den Tod seiner nicht der Götter Bestimmung." Kein Kraut ist gegen den Tod gewachsen, keine Beschwörung hilft. „Solange wir Häuser bauen", sagt der babylonische Noah, „solange wir siegeln (Verträge abschließen), solange Brüder sich zanken, solange Feindschaft besteht auf Erden, solange Flüsse anschwellen ..... wird vom Tode kein Bild (zum Zwecke der Beschwörung) gezeichnet."

Ergreifend klingen oft die Klagen über Todesgeschick und Todesnot. In einem der religiösen Texte der Bibliothek Asurbanipals erzählt einer, dessen „Herzensfreude die Gottesfurcht ist" und dem dennoch „der Tag Seufzen, die Nacht Weinen, der Monat Heulen, das Jahr Trauer" ist: „.... In finstere Fesseln war ich geworfen, ein Dolch hatte mich durchbohrt, der Stich war heftig, ... während der Nacht ließ er mich nicht einen Augenblick aufatmen, meine Gelenke waren zerrissen und gelöst, auf meinem Lager .... wie ein Stier, wie ein Schaf war ich übergossen mit meinem Urin, ... kein Beschwörer trieb meine Krankheit aus, kein Priester setzte meinen Gebrechen ein Ziel, kein Gott half, keiner faßte meine Hand, kein Gott erbarmte sich mein, keine Göttin trat mir zur Seite, geöffnet war das Grab ...., ehe ich noch tot war, war schon die Trauerklage fällig" .... da endlich nahte die Erlösung. Ein andermal heißt es: „Der Tod ist die Decke meines Lagers, schon habe ich die Trauerklage (wörtlich: Flötentöne) angestimmt." Charakteristisch für babylonische Totentrauer ist auch jene Episode der Sündflutgeschichte, in der die Götter über die Vernichtung des Menschengeschlechts klagen: „Es schrie Istar wie eine Gebärende (war zornerfüllt), es rief die Hehre, die Freundlich-

redende: „Dieses Volk (?) ist wieder zu Lehm geworden; was ich vor den Göttern Böses vorausgesagt habe, wie ich es vorausgesagt habe vor den Göttern das Böse, daß zur Vernichtung meiner Menschen der Flutsturm führen wird, habe ich vorausgesagt; was ich geboren habe, wo ist es? wie Fischbrut füllen sie das Meer. Die Götter weinten mit ihr über die Anunaki, die Götter lagen hingesunken (am Gitter des Himmels des Anu!), verharrten in Weinen, ihre Lippen waren zusammengepreßt."

In gedankenreicher Poesie geben babylonische Legenden die Erfahrung wieder, daß unter des Todes Gewalt alle Herrlichkeit verschwindet und alle Kraft versagt. Die „Höllenfahrt der Istar" erzählt, wie mit dem Hinabsinken der Göttin in die Unterwelt alles Leben auf Erden erstirbt. Selbst die Todesgöttin ist traurig und „sinkt hin, wie wenn ein Rohr abgeschnitten wird", und spricht:

„. . . anstatt Brot will ich Erde essen, anstatt Wein will ich [Thränen] trinken,
will weinen über die Männer, die ihre Frauen verlassen,
will weinen über die Weiber, die von der Seite ihres Gatten sich [wenden],
über die kleinen Kinder will ich weinen, die vor ihrer Geburt [ein Ende nehmen].
Geh, Wächter, öffne ihr das Thor,
Bemächtige dich ihrer nach den alten Gesetzen."

Diese alten Todesgesetze gebieten, daß aller Schmuck zurückbleibe, nackend muß der Mensch in die Totenwelt treten:

Das erste Thor ließ er sie betreten, entkleidete sie, die große Krone nehmend von ihrem Haupte.

„Warum, o Wächter, nimmst du die große Krone von meinem Haupte?"
„Tritt ein, meine Herrin, denn also lauten der Todesgöttin Befehle."

Das zweite Thor ließ er sie betreten, entkleidete sie, die Geschmeide von ihren Ohren nehmend.

„Warum, o Wächter, nimmst du die Geschmeide von meinen Ohren?"
„Tritt ein, meine Herrin, denn also lauten der Todesgöttin Befehle."

Das dritte Thor ließ er sie betreten, entkleidete sie, die Kette ihr nehmend von ihrem Nacken.

„Warum, o Wächter, nimmst du die Kette von meinem Nacken?"
„Tritt ein, meine Herrin, denn also lauten der Todesgöttin Befehle."

Das vierte Thor ließ er sie betreten, die Schmuckstücke nehmend von ihrer Brust.

„Warum, o Wächter, nimmst du den Schmuck von meiner Brust?"
„Tritt ein, meine Herrin, denn also lauten der Todesgöttin Befehle."

Das fünfte Thor ließ er sie betreten, entkleidete sie, den Gürtel mit Edelsteinen nehmend von ihren Hüften.

„Warum, o Wächter, nimmst du den Gürtel mit Edelsteinen von meinen Hüften?"
„Tritt ein, meine Herrin, denn also lauten der Todesgöttin Befehle."

Das sechste Thor ließ er sie betreten, entkleidete sie, die Spangen nehmend von ihren Händen und Füßen.

„Warum, o Wächter, nimmst du die Spangen von meinen Händen und Füßen?"
„Tritt ein, meine Herrin, denn also lauten der Todesgöttin Befehle."

Das siebente Thor ließ er sie betreten, entkleidete sie, das Hemd nehmend von ihrem Leibe.

„Warum, o Wächter, nimmst du das Hemd von meinem Leibe?"
„Tritt ein, meine Herrin, denn also lauten der Todesgöttin Befehle."

Wenn dann weiter geschildert wird, wie sie mit Krankheit an den Augen, mit Krankheit an den Hüften, mit Krankheit an den Füßen, mit Krankheit am Herzen, mit Krankheit am Kopfe geschlagen wird, so soll damit wohl geschildert werden, wie alle Sinnesfunktionen im Tode vernichtet werden, und alles Leibliche der Verwesung anheim fallen muß.

In der kulturgeschichtlich hochinteressanten Totenklage des Gilgamesch um seinen Freund Eabani heißt es: „Zu einem Tempel [gehst du nicht mehr], weiße Kleider [ziehst du nicht mehr an] . . ., mit wohlriechendem Stierfett salbst du dich nicht mehr, daß sie zum Duft sich um dich scharen; den Bogen setzest du nicht mehr ein auf der Erde (um ihn zu spannen), die mit dem Bogen verwundet sind,

umgeben dich; das Szepter trägst du nicht mehr in deiner Hand, die Totengeister bannen dich; Ringe legst du nicht mehr an an deinen Füßen, du erhebst kein (Kriegs-)Geschrei mehr auf Erden, dein Weib, das du liebtest, küssest du nicht mehr, dein Weib, das du haßtest, schlägst du nicht mehr, deine Tochter, die du liebtest, küssest du nicht mehr, deine Tochter, die du haßtest, schlägst du nicht mehr, das Weh der Unterwelt hat dich erfaßt u. s. w."

Mit besonderer Vorliebe besang man das Elend des Todes bei den Trauerzeremonieen für den Frühlingsgott Tammuz (Adonis), der alljährlich beim Verwelken der Natur in die Totenwelt hinabsinkt. In einer Klage um Tammuz, die an die künstlich getriebenen, rasch verwelkenden Gärtchen und Blumentöpfe des phönizischen und griechischen Adoniskultus erinnert, heißt es: „Du Hirt und Herr, Gemahl der Istar, König der Unterwelt, König der Wasserwohnung, Hirte: du bist ein Samenkorn, das in der Furche kein Wasser trank, dessen Keim auf dem Felde keine Frucht bringt, ein junges Bäumchen, das nicht an einen Bewässerungsgraben gepflanzt wurde, ein junges Bäumchen, dessen Wurzel angeschnitten wurde, eine Pflanze, die in der Furche kein Wasser trank." In einem anderen Tammuz-Liede heißt es: „Du betrittst (?) den verschlossenen Weg, den Pfad ohne Rückkehr . . . er ging, stieg hinab zur Brust der Unterwelt . . ., der Sonnengott ließ ihn verschwinden zum Lande der Toten, mit Wehklage ward er erfüllt an dem Tage, da er in große Trübsal fiel, in dem Monat, der sein Lebensjahr nicht zur Vollendung kommen ließ, auf dem Pfade, da es aus ist mit den Menschen („der die Menschenkinder zur Ruhe bringt", fügt der Tafelschreiber hinzu), zum Wehgeschrei der Toten, er, der Held, zum fernen unsichtbaren Lande."

Von den Trauergebräuchen der Babylonier wissen wir einiges wenige aus Bildern und Inschriften. Durch Milch, Honig, Öl und Salz wird der Leichnam konserviert, in Linnen gewickelt, mit Spezereien ausgestattet und auf eine Steinbahre gebettet. Auf den Abbildungen der sog. Hadesreliefs sind die Unterarme des Leichnams nach oben gerichtet. Klagemänner und Klagefrauen begleiten mit Flötenspiel und Weinen die Trauerzeremonie, der die Angehörigen in „zerschlitzten Kleidern" oder in Trauergewänder gehüllt beiwohnen, und die in Libation, Räucheropfer, Klage, Gebet, vielleicht auch in Tieropfern besteht. Auf der Rückseite eines unveröffentlichten Fragments aus der Bibliothek Asurbanipals, dessen

Vorderseite ein königliches Begräbnis schildert (s. weiter unten), heißt es: „Es wehklagten die Gattinnen, es antworteten die Freunde“, es werden also Wechselgesänge von Männern und Frauen bei der Trauerfeier gesungen.

Die Trauergesten sind wie bei allen orientalischen Völkern drastischer Art. Der Trauernde weint, zerreißt sein Gewand, zerrauft oder scheert sich das Haar, wirft sich auf die Erde (vgl. Hiob 1, 20), zerkratzt sein Gesicht, schlägt sich die Lenden. In den Annalen Sargons wird vom trauernden Babylonier gesagt: „Er warf sich auf die Erde, zerriß sein Gewand, nahm das Scheermesser, brach in Geschrei aus.“

Babylonier wie Assyrer haben ihre Toten begraben. Leichenverbrennung galt, abgesehen von Notfällen, wie bei den Hebräern für Schmach und Schande. Schon die in den Trümmern von Ur in Chaldäa gefundene „Geierstele“ zeigt auf einem ihrer Reliefs die Beerdigung von Gefallenen. In Tempeln und Palästen wurden die Könige und Großen des Landes begraben, die Gräberstätten des Volkes lagen außerhalb der Stadt. Der altbabylonische König Gudea berichtet gelegentlich, er habe den Tempel der Zahl Fünfzig erbaut und darinnen ein Mausoleum von Cedernholz ausgestattet. Es scheint also, daß die babylonischen Stufentempel wie die ägyptischen Pyramiden Königsgräber geborgen haben. Ein andrer feierlicher Begräbnisort war der Palast des sagenumwobenen Königs Sargon I.; einige der Kassiten-Könige wurden „im Palast Sargons“ beigesetzt. In den Annalen Asurbanipals ist von Gräberstätten in Babylon, Sippar und Kutha die Rede, und bei Sanherib befindet sich die Notiz, eine Hochflut des kleinen Flusses Tebilti habe mitten in Nineveh Königsgräber so arg zerstört, daß die Särge zu Tage getreten seien. Mit großer Sorgfalt wurden die Gräber der Vornehmen ausgestattet. Das bereits oben erwähnte assyrische Fragment unterrichtet uns über das Begräbniszeremoniell beim Tode des Königs: „.... Das Thor des Grabes, seiner Ruhestätte, habe ich mit starkem Kupfer verschlossen und habe seinen ..... festgemacht. Geräte von Gold und Silber, alles was zur Grabausstattung gehört, (sowie) die Insignien seiner Herrschaft, die er liebte, habe ich vor dem Sonnengott sehen lassen und mit meinem Vater, der mich erzeugte, ins Grab gelegt. Geschenke gab ich den Fürsten, den Anunaki und den Göttern, welche die Erde (d. i. die Unterwelt) bewohnen.“ Trinkgefäße und Schüsseln

mit Speise und Trank für die Toten wurden nicht nur ins Grab mitgegeben, sondern auch auf die Gräberstätten gestellt. Besonders eifrig besorgte man Trinkwasser für die Manen der Verstorbenen. Es scheint, daß man zu diesem Zwecke künstliche Brunnenanlagen in den Gräberstätten baute. „Wenn ein Verstorbener keinen hat, der ihn versorgt," so heißt es am Schlusse des Zwölftafelepos, „so wird er verzehrt vom nagenden Hunger, vergebens lechzt er nach Labung; was man auf die Straße wirft, ißt er." Das wichtigste Stück des Totenkultus bildeten die Libationen, die wohl regelmäßig am Todestage dargebracht wurden, und deren Darbringung zunächst dem überlebenden Sohne oblag. In einer Grenzurkunde wird dem Zerstörer des Grenzsteins angewünscht: „Ninib, der Herr der Grenzen, möge ihn des Sohnes, des Wasserausgießers, berauben." Der Gedächtnistag des Toten heißt „Tag der Totenfeier", „Tag der Niedergeschlagenheit", „Tag der Wehklage", „Tag der Trauer". Die Priesterschaft der nak me, „Wasserausgießer" celebrierte die Libation an den Gräbern. „Während der Trauerfeier des Wasserausgießens für die Manen meiner königlichen Vorfahren," erzählt Asurbanipal, „legte ich Trauergewänder an und erwies eine Wohlthat Gott und Menschen, Toten und Lebendigen"; daran schließt sich ein Bußgebet, das der König an den Gräbern der Vorfahren spricht. In seinen Annalen aber sagt er, er habe den erschlagenen Feinden die Totenklage des Wasserausgießers versagt. Auch blutige Racheopfer wurden an Gräbern dargebracht. Der eben erwähnte König erzählt, er habe bei demselben Stierkoloß, bei dem einst sein Großvater Sanherib hingemordet wurde, Kriegsgefangene lebendig hingeschlachtet zu einer Totenfeier für jenen.

Als ein furchtbares Unglück galt es, wenn einem das vorschriftsmäßige Begräbnis versagt wurde. Dem Verstörer der geheiligten assyrischen Königsinschriften droht der Fluch: „In Hungersnot soll sein Leben endigen, dann soll sein Leichnam hingeworfen werden und kein Begräbnis bekommen." Ein ander Mal wird erzählt, daß man einen Aufrührer, der in Selbstmord endete, das Begräbnis versagte. Wollte man dem besiegten Feinde eine besondere Schmach anthun, so zerstörte man die Gräber, um die Toten in ihrer Ruhe zu stören. Wenn der Prophet Jeremia (8, 1 vgl. Baruch 2, 24) voraussieht, wie durch babylonische Könige die Gebeine jüdischer Könige, Priester, Propheten und Bürger aus ihren Gräbern geworfen und unter der Sonne zerstreut wurden, so entspricht das genau dem grausamen Kriegs-

gebrauch der Babylonier wie Assyrer. Asurbanipal erzählt, er habe nach der Unterwerfung Elams die Heiligtümer zerstört, dann die Mausoleen der Könige verwüstet und aufgedeckt: „ihre Gebeine nahm ich mit nach Assyrien, ihren Schatten legte ich Ruhelosigkeit auf und schloß sie von der Totenfeier der Libation aus." Auch dem König Sanherib genügt es nicht, die Güter und Unterthanen des unglücklichen Merodachbaladan auf Schiffen wegzuführen, auch die Gebeine seiner Vorgänger holte er aus ihren Mausoleen. Ein andermal erfahren wir, daß besiegte Könige, in dem berüchtigten Käfig im Osten von Ninevеh eingesperrt, die Gebeine ihrer Vorfahren zum besonderen Vergnügen der Stadtbewohner zerklopfen mußten. Kein Wunder, wenn berichtet wird (Arrian erzählt es, und die Inschriften haben es bestätigt), daß manche Könige ihre Begräbnisplätze in den unzugänglichen Euphratsümpfen anlegen ließen, damit sie besser vor Profanation geschützt sein sollten.

Was die babylonischen Begräbnisstätten betrifft, so läßt sich nicht mit Sicherheit sagen, ob unter den aufgedeckten Gräbern des Zweistromlandes Gräber alten Ursprungs sich finden. Die in Nimrud, Kujundschik und Chorsabad gefundenen Totenstätten sind sicher nicht assyrischen Ursprungs, aber auch die babylonischen Gräberstädte sind ihrem Alter nach zweifelhaft. In einigen Gräbern, z. B. in dem von Taylor auf der Trümmerstätte von Ur gefundenen Gräberhügel hat man Siegelzylinder gefunden, die auf ein hohes Alter schließen lassen. Durch kunstvolle, mit Hilfe thönerner Röhren herbeigeführte Entwässerung wurden die Grabhügel so trocken erhalten, daß Grabgewölbe und Thonsärge unversehrt erhalten sind. Die Gräber von Ur, von denen man am ehesten annehmen darf, daß sie altbabylonischer Zeit angehören, weisen eine zweifache Gestalt auf. Entweder bestehen sie in einem ovalen, einer umgekehrten Schüssel zu vergleichenden Thonbehälter, der ungefähr sieben Fuß lang, drei Fuß hoch und zweieinhalb Fuß breit ist, oder in einem sieben Fuß langen, fünf Fuß hohen und drei Fuß breiten Backsteingewölbe. An den Skeletten hat man Spuren von Linnenumwickelung gefunden, und in den Totenbehältern thönerne und kupferne Gefäße, die teilweise noch Reste von Dattelkernen erkennen ließen. Die massenhaften zusammengekitteten Totenkrüge, die man mit Resten von Skeletten in den Ruinenfeldern von Warka (Erech) gefunden hat, gehören sicherlich späterer Zeit, vielleicht der Partherperiode, an.

Im Jahre 1887 hat Robert Koldewey, der gegenwärtig als

Leiter einer deutschen Ausgrabungsexpedition in den Trümmern von Babylon weilt, gelegentlich einer kurzen Campagne in Surghul und El Hibba (sieben Stunden nordöstlich von Schatra in dem vom Euphrat, Tigris und Schatt-el-Hai gebildeten Dreieck gelegen) zwei Totenstädte gefunden, die Wohnungen für die Toten und Massengräber für die Reste im Feuer verbrannter Leichen enthielten. Aus den Aschenresten war zu erkennen, daß man den Frauen ihren Schmuck, den Männern ihre Waffen oder Geräte und ihr Siegel, den Kindern ihr Spielzeug zur Verbrennung mitgab. Auch die Spuren von Thier- und Räucheropfern waren zu erkennen, sowie Überbleibsel von Schüsseln und Nahrungsmitteln für die Verstorbenen, endlich menschliche und tierische Idole aus Thon. Zahllose künstliche Brunnen unter den Ruinen der Totenstadt zeigen, wie eifrig man die Toten mit Trinkwasser versorgen wollte. Aber freilich altbabylonisch, wie Koldewey meint, sind diese Feuernekropolen nicht. Die alten Babylonier haben, wie wir sahen, ihre Toten nicht verbrannt.

Wichtige Aufschlüsse über die babylonische Gräberwelt dürfen wir von den Ausgrabungen in Niffer (Nippur) erwarten. Längst hat man nach den Spuren der Trümmerhügel sowohl in Niffer als in Abu-Habba (Sippar) beobachtet, daß diese alten Städte drei Bezirke aufweisen: den Tempelbezirk, die Stadt der Lebendigen und die Gräberstadt.

Die Totenwelt.

Der eigentliche Name für die Totenwelt ist Aralu; poetisch nannte man sie Kurnugia, d. i. irsitum la tarat, „Land ohne Heimkehr," „Land der Toten," „fernes Land." Die Vorstellung von dieser Totenwelt bildet sich die Volksphantasie nach der Gestalt des Grabes. Namen wie Kigal, „große (unterirdische) Wohnung", Unugi, „finstere Wohnung", bezeichnen Grab und Unterwelt zugleich. Auf die Frage, wo die Seelen der Verstorbenen hausen, wird man also zunächst geantwortet haben: unter der Erde! Daher die hyperbolischen Aussagen der Königsinschriften: das Fundament der Bauwerke sei an die Brust der Unterwelt gegründet. Daher die Schilderung der skorpionartigen Sphinxe: ihr oberer Teil reiche bis an den Damm des Himmels, ihre Brust bis unter den Aralu. Daher wird in der „Höllenfahrt der Istar" geklagt: „Istar ist in die Erde (Unterwelt) hinabgestiegen und nicht wieder heraufgekommen". Der Eingang zu dieser unterirdischen Welt liegt im Westen. Wir werden später einer Totenbeschwörung begegnen, in der ausdrücklich ein Totengeist nach dem Westen geschickt wird, damit ihn dort der Pförtner der Unterwelt festhalten soll. Der Westen ist die Richtung des Sonnenuntergangs, also der Finsternis. Aber der Westen bezeichnet für den Babylonier auch die Gegend der Wüste. Die Wüste aber ist ihm wie das Meer der Ort der Schrecken, die Wüste ist auch der Tummelplatz der Dämonen. Dazu stimmt, daß man die Göttin Belit-seri, „die Herrin der Wüste", mit der Unterwelt in Verbindung bringt. Auch der Ausdruck „weiter Ort", der auf einem der sog. Hadesreliefs zweimal vorkommt, und der sonst in Verwünschungen eine Rolle spielt („die Kopfkrankheit möge wie ein Vogel an den weiten Ort fliegen, und der Kranke möge den gnädigen Händen seines Gottes befohlen sein") dürfte als Euphemismus für die Wüste im Westen und zugleich für die Hölle aufzufassen sein.

Bei der Reise des Gilgamesch nach der „Insel der Seligen" werden uns gefahrdrohende „Gewässer des Todes" im Südosten, im erythreischen Meere, begegnen. Auch in einer Beschwörungsanweisung ist von „Wassern des Todes" die Rede, die das Herz des Zauberers bezwingen sollen. Irgendwie werden diese „Gewässer des Todes" wohl mit dem Totenfluß in Verbindung stehen, der uns mehrfach im Zusammenhang mit den Vorstellungen von der Totenwelt begegnet, und der einigemale mit dem Namen Chubur

bezeichnet wird. Wenn ein Zauberpriester sagt, „er habe die Fähre zurückgehalten und den Mauerquai abgesperrt und damit die Bezauberung der ganzen Welt verhindert", so ist gewiß an das Land der Totengeister zu denken; die Stelle erinnert an die Drohung der Istar, sie wolle die Unterwelt zertrümmern, die Toten heraufführen, daß sie sich zu den Lebendigen schaaren. Auch erinnert man sich an die Abbildung der Höllengöttin auf zwei Hadesreliefs: auf einem Kahne knieend fährt das Scheusal den Totenfluß entlang. Daß die „Wasser des Todes" im Gilgamesch-Epos im Südosten strömen, während sonst der Eingang zur Unterwelt im Westen liegt, kann bei der Inkonsequenz solcher Volksphantasien nicht auffallen. Vielleicht dachte man sich einen doppelten Zugang: einen Erdeingang in der Wüste und einen Zugang auf den Wassern des Totenflusses.

Sieben Mauern, die durch sieben (nach einer Legende durch vierzehn) Thore durchbrochen sind, umgeben den Totenort, den die Phantasie teils als Land, teils als Stadt, teils als riesigen Palast sich vorstellt und mit allen tausend Schrecken ausmalt. Bekannt ist der Eingang von Istars Höllenfahrt:

„An das Land ohne Heimkehr, das Land [. . . . .],
gedachte Istar, die Tochter des Mondgottes.
Des Mondgottes Tochter gedachte
an das Haus der Finsternis, den Sitz Irkalla's (d. i. Nergal),
an das Haus, dessen Betreter nicht mehr herauskommt,
an den Pfad, dessen Hinweg nicht zurückführt,
an das Haus, dessen Betreter dem Lichte entrückt ist,
den Ort, da Staub ihre Nahrung, ihre Speise Erde,
da Licht sie nicht schauen, in Finsternis wohnen,
da sie gekleidet sind wie Vögel in ein Flügelgewand,
über Thür und Riegel Staub gebreitet ist".

Besonders mißliebigen Besuchern sind noch schlimmere Zustände in Aussicht gestellt. Zu dem Götterboten, der in die Unterwelt eingedrungen ist, sagt die Beherrscherin der Schatten: „Ich will dich verfluchen mit einem großen Fluche, die Speisen in den Rinnen der Stadt sollen deine Nahrung sein, die Gossen der Stadt seien dein Trank, die Schatten der Mauern deine Wohnung, eine Steinschwelle dein Aufenthalt, Gefängnis und Einschließung sollen brechen deine Kraft. In einem anderen Epenfragment trifft genau dieselbe Verwünschung jene verführerische Hierodule, die mit ihrer List einem der Helden Fluch gebracht hat.

Fast wörtlich dieselbe Schilderung der Unterwelt, die den oben

citierten Anfang von Istars Höllenfahrt bildet, findet sich in einer epischen Erzählung, die dem Bereich der Gilgameschlegenden angehört, aber die folgende wichtige Fortsetzung aufweist: „In dem Hause, mein Freund, das ich betreten, ... da liegen am Boden Kronen, [da wohnen] Träger von Kronen, die seit uralters das Land beherrschten, welchen Anu und Bel Namen und Gedächtnis bereitet haben, als Speise bekommen sie Kaltes aufgetragen, zum Trinken erhalten sie Wasser aus Schläuchen; [in dem Hause] mein Freund, daß ich betreten, [wohnen] Enn-Priester und Lagaru-Priester, da [wohnen] Beschwörer und Magier, da [wohnen] die Salbpriester der großen Götter, da wohnen [die Helden] Etana und Ner, da wohnt die Königin der Unterwelt Erischkigal, [da wohnt] Belit-seri, die Schreiberin der Unterwelt vor ihr gebeugt.“ Hierauf folgt die leider abgebrochene Erzählung dessen, was geschehen ist, „als die Göttin Erischkigal ihr Haupt erhob und des Eindringlings gewahr wurde“. Jedenfalls gehört die Schilderung in einen ähnlichen Zusammenhang, wie er auf der letzten Tafel des Gilgamesch-Epos vorliegt. Dort bittet der Held den aus der Unterwelt emporgestiegenen Geist des Freundes: „Sage, mein Freund, sage, mein Freund, wie die Unterwelt beschaffen ist, sage es.“ Der Geist des Freundes antwortet: „Nicht kann ich's dir sagen, mein Freund, nicht kann ich's dir sagen; wenn ich dir sagen soll, wie es beschaffen ist . . . . . setze dich und weine . . . . .“ In den folgenden Zeilen, die leider zerbrochen sind, scheint er doch zu erzählen. Er sagt: „Woran das Herz (auf Erden) sich erfreut hat, dort unten fressen es die Würmer gleich einem alten Gewand!“

Inmitten des „Landes ohne Heimkehr“ liegt ein Palast, von dem aus die Höllengötter ihre Herrschaft ausüben. Die eigentliche Herrschaft führt nach den babylonischen Hadeslegenden eine Göttin, namens Allatu (d. h. die Mächtige) oder Erischkigal (d. h. „die Herrin des großen Ortes“). Die Hadesbilder stellen sie als löwenköpfiges Ungeheuer dar (vielleicht weil sie die Gemahlin des Löwengottes Nergal ist), im Kahne auf einem Pferde knieend oder (ohne Kahn) stehend, Schlangen in den Händen haltend, während Löwen an ihren Brüsten säugen. Das oben erwähnte Schlußstück des Zwölftafelepos sagt von ihr: „Die da finster ist, die da finster ist, Mutter des Ninazu, die da finster ist, deren lichte Seiten durch kein Gewand verhüllt sind, deren Brust gleich einem jungen . . . . -Thiere nicht . . . .“ Diese finstere Göttin wacht über die uralten Unterweltsgesetze, nimmt aus dem Munde des Pfört

ners die Namen der Ankömmlinge entgegen und verhängt über solche, denen sie zürnt, den großen Fluch. Eifersüchtig bewacht sie mit Hilfe der Anunaki den in der Unterwelt in einem besonderen Heiligtum verborgenen Quell (?) des Lebens, dessen Wasser die Toten ihrer Gewalt entrücken kann, wie später näher ausgeführt werden soll. „Vor ihr gebeugt“ steht eine göttliche Schreiberin der Unterwelt, über deren Aufgabe wir leider nichts näheres wissen. Zu den Dienern der Erischkigal gehört vor allem der mehrfach erwähnte „Wächter“ bez. „Oberpförtner“, und Namtar, der Pestgott. — Neben Erischkigal erscheint als „Herr der Gräber“, „Herr der großen Stadt“, „König des (Toten)-flusses“ Nergal, der Gott des Krieges und der Pest, als Höllengott. Schon altbabylonische Texte nennen ihn „Herr des großen Landes“, „Herr des Landes ohne Heimkehr“. Sein besonderer Kultusort, die babylonische Stadt Kutha, wird mit den Höllenvorstellungen so eng in Verbindung gebracht, daß man die Unterwelt poetisch geradezu „Kutha“ nennt. Sein Tempel in Kutha galt als Abbild der Hölle, wie die Tempel anderer Kultorte als Abbilder himmlischer Götterwohnungen angesehen wurden. Eine vom Nergaltempel in Kutha, also von den Priestern Nergals ausgehende Legende nimmt an, daß die Sündflut von einem aus der Unterwelt stammenden Riesengeschlechte angestiftet worden ist. Auf den Thontafeln von Tel-el-Amarna (S. 49—67) findet sich eine babylonische Dichtung, die in drastischer Weise die Vermählung der Erischkigal mit Nergal berichtet. Die Geschichte erinnert in einigen Zügen an die griechische Legende von Persephone: „Als die Götter ein Gastmahl veranstalteten, sandten sie einen Boten zu ihrer Schwester Erischkigal und ließen ihr sagen: „„Wir sollen wohl zu dir hinabsteigen, wenn du nicht heraufkommst; sende einen, der deine Speisenportion in Empfang nimmt.““ Da sandte Erischkigal den Namtar, ihren Diener.“ Später wird erzählt (es sind leider nur noch Bruchstücke der Geschichte vorhanden), wie Nergal mit 7 und 7 Helfershelfern nach den Thoren der Unterwelt zieht. Blitz, Fieber, Gluthitze u. s. w. sind ihre Namen. An den vierzehn Thoren der Unterwelt werden die Helfer Nergals aufgestellt. Nergal fordert vom Thorwächter gebieterisch Einlaß. Zum Schluß wird erzählt: „Innerhalb des Hauses ergriff er Erischkigal beim Schopfe, stieß sie vom Throne herab auf die Erde, um ihr den Kopf abzuschlagen. „„Töte mich nicht, mein Bruder, ich will dir etwas sagen.““ Als Nergal dies hörte, ließ er seine Hand ab. Sie weinte und

schluchzte (?): „„Du sollst mein Gatte sein, ich will dein Weib sein, ich will dir die Herrschaft geben in der weiten Unterwelt, ich will dir die Weisheitstafel in deine Hand geben, du sollst Herr sein, ich will Herrin sein."" Als Nergal dies hörte, ergriff er sie, küßte sie, wischte ihre Thränen ab und sagte: „„Was du auch immer von mir verlangtest seit fernen Monaten bis jetzt . . . .""

Im Gefolge des Nergal, der ja selbst als „Pestgott" (als solcher heißt er Urragal) gefürchtet ist, erscheinen alle bösen Geister und Dämonen. Die Dämonen selber gelten als Ausgeburten der Hölle. Wenn es heißt, sie seien im Westen auf dem Berge des Sonnenuntergangs geboren, so will das sagen, daß sie bei Nacht ihr Wesen treiben. Wenn die Sonne aus dem Berge des Ostens hervortritt, so berichtet poetisch ein magischer Text, — und alle Götter sich vor dem Sonnengott versammeln, dann verjagen die Sonnenstrahlen ihren Spuk. Sonst wird erzählt, daß sie von der Wüste aus ihr schlimmes Wesen treiben. Die Wüste (im Westen Babyloniens) hängt aufs engste, wie wir sahen, mit der Unterwelt zusammen. „Sie sollen in die Ferne ziehen, sie sollen aus der Stadt weichen und in die Erde (Unterwelt) hinabsteigen", sagt der Beschwörer. Man stellt sich diese Höllengeister vor als blutfressende, blutsaugende Ungeheuer, die selbst die Götterbilder nicht verschonen. Wie Schlangen schlüpfen sie in die Häuser der Leute. „Sie entführen das Weib vom Manne, reißen das Kind vom Schoße des Vaters, vertreiben den Herrn aus dem Hause seiner Familie." „Von Land zu Lande schreiten sie, vertreiben die Mägde aus ihren Kammern, den Sohn führen sie aus dem schwiegerelterlichen Hause, das Kind treiben sie aus dem väterlichen Hause, die Tauben holen sie aus dem Schlage, den Vogel aus seinem Neste, die Schwalbe vertreiben sie aus ihrem Neste, sie schlagen die Stiere, schlagen die Lämmer, gewaltige Geister (?), böse Dämonen, Jäger sind sie." „Auf der Weide tasten sie die Hürden an, bringen Krankheit in die Krippen der Pferde, füllen den Mund der Esel mit Staub, bringen Not in den Stall der Eselinnen." Fast jeder Körperteil des Menschen ist mit einem bösen Dämon bedroht; der aschakku bringt Fieber in den Kopf, der namtar bedroht das Leben mit der Pest, der utukku packt den Hals, der alu die Brust, der ekimmu die Hüfte, der gallu die Hand, der rabißu die Haut, der labartu ist der Alp, der labaßu ist die Fallsucht, die auch aus dem jüdischen Volksglauben bekannten Gespenster lilu und lilit bringen die Gebreste der Nacht. Es entspricht genau der babylonischen Gespensterfurcht, wenn es in der Apokalypse (18, 2) heißt: „Die

große Babel ist eine Behausung von Dämonen und Aufbewahrungsort von allerlei bösen Geistern und verhaßten Vögeln." Besonders gefürchtet sind, wie wir bereits früher sahen, der utukku und der ekimmu des Grabes, die Totengespenster. „Sie dringen in die Häuser, packen den Menschen, werfen ihn nieder in der Nacht." Mannigfache Mittel zur Beschwörung werden angegeben. Das wirksamste ist, wenn man ein Bild des Dämon zeichnet und dies feierlich verbrennt. Nur vom Tode selbst kann zu solchem Zwecke kein Bild gezeichnet werden. In einem kultischen Texte heißt es:

„Ich halte empor die Fackel, stecke in Brand die Bilder
des utukku, des schedu, des rabißu, des ekimmu,
des labartu, des labaßu, des achchazu,
der lilu, der lilitu, der Magd des lilu
und alles feindliche, das die Menschen ergreift, ...
euer Rauch steige zum Himmel empor,
und Funken mögen verdecken die Sonne,
es breche euern Bann der Sohn des Gottes Ea, der Priester."

Für die vergleichende Religionsgeschichte wird sich als besonders wichtig der Umstand erweisen, daß die Unterweltsgötter auch bei den Babyloniern eng verwandt sind mit den Göttern der Fruchtbarkeit und des Feldbaues. Das Blühen und Verwelken der Vegetation wird mit der Unterwelt in Verbindung gebracht. Das zeigt sich im Kult des Tammuz und in den Anrufungen des Feldgottes Enneschara. In einer Anrufung des letztgenannten heißt es: „Herr der Unterwelt, Erhabener im Aralu (Name des Hades), Herr des Ortes und Landes ohne Rückkehr Berg der Anunaki, ... großer Herr, ohne den Ningirsu (Herr des Ackerbaues) in Feld und Kanal kein Gelingen hat und keinen Keim erzeugt!" Auch der Riese Eabani, der im Gilgamesch-Epos in die Unterwelt sinkt, ist eine (an Pan erinnernde) Flurengottheit und der Held Ner, den wir in einer der Unterweltschilderungen unter den Hadesbewohnern fanden, ist gewiß identisch mit dem gleichnamigen Feldgott.

Totenbeschwörung.

Unter den Zauberkünsten der babylonischen Priester hat die Totenbeschwörung sicherlich eine hervorragende Rolle gespielt. Eine Reihe von Texten der mythologischen Litteratur zeigen, daß Szenen, wie sie die Geschichte Sauls bei der „Hexe von Endor" schildert, auch der babylonischen Phantasie geläufig waren. In den Listen der Priesterklassen finden wir „den Beschwörer der Totengeister", den Priester, „der den Totengeist heraufführt" und den scha'ilu, den „Totenbefrager".

Zur Totenbefragung bietet uns die bisher bekannte Litteratur kein Beispiel. Hingegen wird allem Anschein nach die Zeremonie einer Totenbeschwörung in den Schlußzeilen der Höllenfahrt der Istar, deren Sinn freilich zum Teil noch immer rätselhaft ist, beschrieben. „In den Tagen des Tammuz," heißt es zuletzt, „spielet mir die krystallene Flöte, auf dem ....-Instrument spielet mir seine Totenklage, ihr Klagemänner und Klagefrauen, daß die Toten emporsteigen und Opferduft atmen." Man darf aus dieser Stelle zugleich schließen, daß das Fest des Tammuz durch feierliche Totenbeschwörungen verherrlicht wurde.

Der Schluß des Gilgamesch-Epos bietet ein konkretes Beispiel für eine Totenbeschwörung. Bei der Rückkehr von seinem Ahnherrn hält Gilgamesch mit seinem Begleiter Totenklage um seinen Freund Eabani, der „zu den Schatten hinabgesunken ist". „Je nach 20 Meilen hielten sie Totenklage, je nach 30 Meilen hielten sie eine Totenfeier." Mit seiner Totenklage zieht er von einem Tempel zum andern und klagt, daß nicht eine bösartige Krankheit seinen Freund verzehrt, auch der Ort der Männerschlacht ihn nicht geschlagen habe, sondern daß die Totenwelt ihn hinweggerafft habe. Schließlich wendet er sich an die Unterweltsgottheit selbst, an den „Helden und Herren" Nergal. „Rüttle (?) an der Grabkammer, [öffne die Erde, daß der Geist des Eabani wie ein Windhauch aus der Unterwelt komme]. [Als] der Held Nergal [dies vernahm], rüttelte (?) er an der Grabkammer, öffnete die Unterwelt, den Geist des Eabani ließ er gleich einem Windhauch aus der Erde hervorgehen."*)

*) Diese Totenbeschwörung erinnert, wie überhaupt die gesamte Unterweltsvorstellung der Babylonier, lebhaft an den 11. Gesang der Odyssee, wo am nächtlichen Gestade der Kimmerier die Totenschatten gerufen werden und flatternd emporsteigen.

Man rief also die Totengeister. Schwieriger aber mag es erschienen sein, gerufene oder entwischte Totengeister wieder los zu werden. „Ich will heraufführen die Toten, daß sie essen und leben, zu den Lebendigen sollen sich scharen die Toten“, sagt Istar. Das war eine furchtbare Drohung im Sinne des Babyloniers. Denn zu den schrecklichsten Plagegeistern unter den Dämonen gehörten die Schatten der Unterwelt. In einem Beschwörungstexte klagt ein Kranker, der Zauberer und die Zauberin hätten ihn der Gewalt eines umherirrenden Totengeistes ausgeliefert. Ein andermal wird das Leiden eines Schwerkranken darauf zurückgeführt, daß „der böse Totengeist herausgekommen ist“. In der Gebetsammlung aus der Zeit des Königs Asurbanipal befindet sich das Gebet eines Menschen, der von einem Totengeiste besessen ist. Es wird geklagt, daß der Totengeist den Kranken Tag und Nacht nicht losläßt, so daß ihm die Haare zu Berge stehen und seine Glieder wie gelähmt sind. Der Sonnengott soll ihn befreien von diesem Dämon, möge es nun der Schatten eines Familiengliedes oder der eines Ermordeten sein, der sein Wesen treibt. Kleider und Schuhe und Lendengurt habe er ihm schon gegeben, auch einen Wasserschlauch und Wegzehrung! Nun möge er nach dem Westen, nach der Unterwelt, gehen, und dort soll der Gott Nedu, der Pförtner der Unterwelt, ihn festhalten, daß er nicht mehr entrinnen kann.

Befreiung aus dem „Lande ohne Heimkehr“.

Daß die Babylonier an eine persönliche Unsterblichkeit geglaubt haben, kann nach den bisherigen Ausführungen keinem Zweifel unterliegen. Der Leib ist im Grabe verwest (schalamtu heißt der Leichnam als der, „mit dem es aus ist“), aber die Seele lebt in dem finstern Hades und führt an diesem Orte des Grauens eine wesenlose Schattenexistenz. Aber die Gedanken gehen weiter und sinnen auf ein freundlicheres Geschick. Diogenes Laertius scheint recht berichtet zu haben, wenn er den chaldäischen Philosophenschulen (besser Priesterschulen) nicht nur Unsterblichkeitsglauben, sondern auch einen gewissen Auferstehungsglauben zuspricht. Der babylonische Noah redet, nachdem er die Unvermeidlichkeit des Todesgeschickes geschildert hat, von dem „Gott des Schicksals“, dem es allein vergönnt sei, die Menschen vor dem Tode zu schützen. Daß man den himmlischen

Göttern die Macht zutraut, gegebenenfalls das ganze Totenreich zu zertrümmern, und daß im einzelnen Falle ein Totengeist heraufgeführt werden kann, erfuhren wir bereits. Der Erzähler der „Höllenfahrt der Istar“ will mit den geheimnisvollen Schlußzeilen sagen, was der Zuhörer thun soll, „wenn die Befreiung verweigert wird“. Und vorher wird geschildert, wie die Göttin Istar selbst freigelassen wird, nachdem der Pförtner notgedrungen sie mit dem „Wasser des Lebens“ besprengt hat. In dem „ewigen Palaste“ aber, dem Allerheiligsten der Unterwelt, befindet sich eine Quelle (?) mit Wasser des Lebens, die von jenen Anunaki, die uns früher schon als Dämonen der Gräberwelt erschienen, behütet wird. Nur durch einen Gewaltakt freilich und auf Grund eines besonderen Machtwortes des Gottes Ea kann man zu diesem Wasser gelangen. Das Fest des Tammuz, dem „Jahr um Jahr Weinen auferlegt wird“, und dessen Wiederkunft aus der Unterwelt alljährlich gefeiert wurde, macht den Gedanken einer Befreiung aus der Unterwelt zu einer der volkstümlichsten Vorstellungen. Auch der Umstand, daß einer ganzen Reihe von Göttern das Epitheton eines „Totenerweckers“ gegeben wird, berührt diesen Gedankenkreis. Freilich sind es zunächst die Sonnen- und Frühlingsgötter, von denen man sagt, daß sie Totenerweckung lieben. Die Aussage wird darum zunächst auf der Erfahrung von der Auferstehung der Natur im Frühling beruhen, aber zuweilen wird sie auch unzweideutig auf die Menschenhoffnung übertragen. Von Samas, dem Sonnengott, heißt es: „den Toten lebendig zu machen, den Gebundenen zu lösen, steht in deiner Hand“. Der Gott Nebo wird gepriesen als der, „der die Lebenstage verlängert und die Toten erweckt“. Vor allem aber heißt Marduk, der Gott der Frühsonne und der Frühlingssonne, „der Barmherzige, der Totenerweckung lieb hat,“ oder einfach, wie auf der Schlußtafel der Weltschöpfung, „der Totenerwecker“. In einer Anrufung wider Dämonen und Krankheiten wird er folgendermaßen begrüßt: „du barmherziger unter den Göttern, du barmherziger, der Totenerweckung liebt, Marduk, König Himmels und der Erde, König von Babylon, Herr von Esagila, König von Ezida, Herr des mächtigen Lebenshauses, Himmel und Erde ist dein, der Raum des Himmels und der Erde ist dein, die Lebensbeschwörung ist dein, der Speichel (!) des Lebens ist dein, die reine Beschwörung des Ozeans ist dein, die schwarzköpfige Menschheit, die Lebewesen, so viele ihrer auf Erden wohnen, alle Himmelsgegenden, alle Geister im Himmel und auf Erden, [richten ?] ihre Ohren auf

dich, du bist der schedu, du bist der lamaßu (der schützende und segnende Dämon), du machst lebendig, du bringst zum Frieden, du bist der barmherzige unter den Göttern ......, dir will ich mich ergeben." Cyrus aber läßt von sich sagen, nachdem er Babylon, die Stadt des Marduk, in Kampf und Schlacht erobert, hätten die Bewohner allesamt ihn, „den Herrn, der in der Kraft dessen, der Tote zum Leben erweckt (d. i. Marduk) mit Fürsorge und Obhut ihnen allen wohlgethan habe," freudig gesegnet und strahlenden Antlitzes begrüßt. Die gleiche Macht der „Totenerweckung" wird Marduks Gemahlin Gula zugeschrieben. Auch sie heißt die „Herrin, die Totenerweckerin". Auch ist einmal von „dem Schiff der Göttin Gula, der „Totenerweckerin" die Rede. Unter den zahlreichen theophoren Eigennamen, in denen Göttern das Inslebenrufen zugeschrieben wird, erscheint merkwürdigerweise auch der Name Nergaluballith, d. h. „Nergal (der Höllengott) macht lebendig".

Die Reise des Gilgamesch nach der Insel der Seligen.

Der Held des leider nur fragmentarisch erhaltenen babylonischen Zwölftafelepos hat die Stadt Uruk (Erech, Warka) von elamitischer Tyrannenherrschaft befreit mit Hilfe seines riesenhaften Freundes Eabani. Bald darauf aber haben die beiden den Zorn und die Rache der mächtigen Göttin Istar auf ihre Häupter geladen. Eabani ist eines schmählichen Todes gestorben und in die Hölle gefahren, Gilgamesch ist mit entsetzlicher Krankheit geschlagen. Aber er will nicht wie sein Freund sterben. Wehklagend, von Todesfurcht gepackt, wirft er sich auf die Erde. Dann aber faßt er einen kühnen Entschluß. Zu seinem Ahnherrn, der einst in Suripak hauste, aber dann „das ersehnte Leben in der Versammlung der Götter" erlangt hat, will er eilenden Schrittes gehen. Bei ihm will er Genesung suchen, das Geheimnis der Unsterblichkeit erfragen und auch Befreiung für seinen Freund Eabani anbahnen. Denn dieser Ahnherr hat die Macht, über Leben und Tod zu entscheiden, wie Gilgamesch später erzählt. Durch grausige Schluchten gelangt der

mit einem Felle bekleidete Wanderer nach mannigfachen Gefahren, bei denen ihn der Mondgott beschützt, zum Berge Maschu, dessen Zugang von riesigen Skorpionmenschen bewacht ist, deren wüstes Aussehen ihm Furcht und Schrecken einflößt und die Besinnung raubt. Eines der Ungeheuer rät ihm ab von dieser schrecklichen Wanderung. Zwölf Meilen müsse er in dichter Finsternis wandern. Dann aber öffnet er dem Drängenden das Bergthor. Nach vierundzwanzigstündiger Wanderung tritt er heraus und findet einen Wundergarten, in dem besonders ein „Götterbaum“ ihn entzückt, so daß er auf ihn los eilt: „Edelsteine trägt er als Frucht — die Äste waren damit behangen, Lasurstein tragen die Zweige, Früchte trägt er köstlich anzuschauen.“ Eine göttliche Meerjungfrau, die in einem Palaste am Gestade wohnt, bereitet ihm neue Schwierigkeiten. Mit Drohungen und Bitten sucht er sie zu bewegen, ihm den Weg zu seinem Ahnherrn zu zeigen und ihm ein Boot zur Überfahrt zu verschaffen. Die Meerjungfrau warnt ihn — nie habe es eine Fähre gegeben, nur der Sonnengott überschreite das Meer, denn die Gewässer des Todes sind wie ein Riegel vorgeschoben und verhindern den Zugang zur Seligeninsel. Endlich verrät sie ihm, wo er den Fährmann seines Ahnen finden kann. Der läßt sich bewegen und bringt ihn, nachdem die Reise umständlich vorbereitet ist, nach einer bösen Fahrt (einen Weg von 45 Tagen legen sie in 3 Tagen zurück) zu den Gewässern des Todes. Nachdem auch diese unter anstrengender Ruderarbeit überwunden sind, nähern sich beide den Ufern der Seligengefilde. Vom Schiffe aus klagt er dem Ahnen sein Leid, erzählt seine Heldenabenteuer, beklagt den Tod des Freundes und und sagt, er habe Länder und Gebirge durchwandert, alle Meere überschritten, ohne daß sich sein Antlitz mit fröhlichem Anblick habe sättigen können. Nach einem langen Gespräch, in welchem das unvermeidliche und unbezwingliche Todesgeschick der Menschen beklagt wird, geht Gilgamesch auf sein Ziel los. Er fragt den Ahnherrn, wie er zu seinem seligen Geschicke gekommen sei. Und nun erzählt der Götterliebling — es ist der babylonische Noah —, dem vom Schiffe aus Lauschenden die Geschichte von der Sintflut, die ja bekanntlich teilweise wörtlich mit der biblischen Sintfluterzählung übereinstimmt, und die mit der Entrückung des geretteten Ehepaares in die Ferne an die Mündung der Ströme, wo sie nun den Göttern gleich leben, schließt. Im Anschluß an diese Erzählung verspricht Sit-napischtim („Sproß des Lebens“ bedeutet sein Name) dem Gilgamesch „das Leben, das er erstrebt.“ Er versetzt ihn in einen

Zauberschlaf und bereitet ihm mit Hilfe seines Weibes eine Zauberspeise und behandelt ihn in sieben magischen Akten. Dann läßt er ihn durch seinen Fährmann zum Lebensquell fahren. Dort werden ihm seine Beulen gewaschen wie Schnee, das Meer trägt seine Aussatzhäute fort — sein Leib gewinnt gesundes Aussehen. Ehe er heimkehrt, wird ihm noch ein besonderes Geheimnis offenbart. Ein Wunderbaum wächst auf der Insel, deren Zweige den Menschen Unsterblichkeit geben. Wer davon ißt, kehrt zu seiner Jugendkraft zurück. Gilgamesch erbeutet die Wunderpflanze, will einen ganzen Wald davon in der Heimat pflanzen und nennt sie in seiner Freude: schebu-issachir-amelu, d. h. „schon ein Greis wird der Mensch wieder jung." Nun kehrt Gilgamesch (auf einem andern Wege?) zurück, der Fährmann begleitet ihn. Nach je 20 Meilen halten sie Totenklage, nach je 30 Meilen halten sie eine Totenfeier. Während Gilgamesch Wasser (zur Libation?) in einem Brunnen schöpft, entgleitet ihm die Wunderpflanze und eine Schlange, „Erdlöwe" genannt, raubt sie ihm. In seinem Schreck stößt er einen Fluch aus, dann setzt er sich nieder und weint, über seine Wangen fließen Thränen. Er spricht zu seinem Begleiter: „Wozu sind meine Kräfte genesen, wozu erfreut sich meine Seele der Belebung? Ich habe mir selbst keine Wohlthat erwiesen, dem Erdlöwen ist die Wohlthat geschehen." Unter Totenklagen wandern sie weiter, bis sie die Stadt Erech erreicht haben.

Leider bietet die Keilschriftlitteratur vorläufig kein weiteres Zeugnis für die Vorstellung von dieser Insel der Seligen, die so lebhaft an den griechischen Göttergarten, an das Elysion, das Paradies am westlichen Okeanos, wo die Quellen des Nektar und der Ambrosia strömen, erinnert. Wir hören auch nichts von anderen Bewohnern. Aber das aus der Sintflut gerettete Ehepaar mit dem Fährmann wurde gewiß nicht einsam gedacht. Es heißt ja, daß sie ja „in der Versammlung der Götter" leben. Und dorthin versetzt die Phantasie auch andere Helden des Volkes. Olymp und Elysium fließen schon bei den Babyloniern wie später bei den Griechen zusammen. Tiglatpilesar hofft, daß die großen Götter „das Geschlecht seines Priestertums zum Wohnsitz auf dem Götterberg für ewig berufen haben". Nach der Anschauung des Gilgamesch-Epos hat einer, „der in der Männerschlacht gefallen ist", Anspruch auf ein besonderes Los nach dem Tode. Wie eine Walhalla-Schilderung mutet es uns an, wenn es am Schluß jenes Epos von dem Geschicke der Gefallenen heißt:

„Auf einem Ruhepolster ist gelagert,
reines Wasser trinkend,
wer in der Schlacht getötet ward;
sein Vater und seine Mutter halten sein Haupt,
und sein Weib [kniet] an seiner Seite".

Vielleicht gehört in diesem Zusammenhang auch der Schluß eines Hymnus, in dem es heißt:

„Glänzende Wasser brachte er hinein",
Ninzadim, der große Juwelier des Anu,
hat dich mit seinen reinen Händen in Obhut genommen;
Ea nahm dich weg an den Ort der Reinigung,
an den Ort der Reinigung nahm er dich,
zu (?) Honig und Milch nahm er dich,
Wasser der Beschwörung that er dir in den Mund,
deinen Mund öffnet er mittels Beschwörungskunst:
„„wie der Himmel sei hell, wie die Erde sei rein, wie das Innere des Himmels glänze.""

Das Paradies des erstgeschaffenen Menschen in Eridu.

„An der Mündung der Ströme", also dort, wo einst Euphrat und Tigris getrennt ins Meer strömten, suchte und fand Gilgamesch den Zugang zu der Insel der Seligen. „An der Mündung der Ströme" holt man auch heiliges Wasser zum Gebrauche bei Beschwörungen. In der Nähe dieser Stelle aber lag einst Eridu (das heutige Abu-Schahrein, das ptolemäische Rata), die Kultusstadt des Ea, des Obermagiers unter den Göttern. Der Zauber von Eridu spielt ja in der magischen Litteratur der Babylonier eine hervorragende Rolle. Nun weist die Mythologie des Gilgamesch-Epos in vielen Beziehungen auf die Gegend von Eridu und auf die Thätigkeit des Ea, der übrigens auch in Erech und Surippak, den eigentlichen Schauplätzen des Epos, Tempel besaß. „An der Mündung der Ströme" müssen wir den Göttergarten suchen, der jenen Wunderbaum mit Früchten von Edelstein birgt, und in der Nähe den Palast der Meerjungfrau, welche die Überfahrtsstelle zu den Todesgewässern bewacht. In der Nähe wohnt der Fährmann, der Gilgamesch hinüberfährt, der ihn dann zum Genesungsquell führt und beim Abpflücken der Zweige vom Lebensbaum ihm behilflich ist.

Der Fährmann aber heißt Arad-Ea, d. h. Knecht des Gottes Ea. Derselbe Ea hat einst den Ahnherrn von der Sintflut errettet samt seinem Weibe. Auch bei der Erschaffung jenes Riesen, der den Gilgamesch bei seinen Heldenthaten hilft, ist er irgendwie beteiligt (Eabani bedeutet „Ea schafft"). Und die Zauberheilung, die auf der Seligeninsel vorgenommen wird, erinnert deutlich an die Magie der Ea-Priester von Eridu.

Wir haben diese Beziehungen ausführlich erwähnt, weil sich zeigen wird, daß Eridu selbst (oder vielmehr sein kosmisches Urbild — alle großen Städte und Tempel Babyloniens entsprechen, ja den betreffenden kosmischen Orten, s. z. B. S. 17) als eine Art Paradies geschildert wird. Am Schlusse einer Beschwörung von Eridu, in welcher der Feuergott den Ea, den weisen Sohn von Eridu, um seine Vermittelung bittet, heißt es:

„In Eridu wächst eine dunkle Palme an einem reinen Orte;
ihr Wuchs ist glänzend, wie Lasurstein, sie überschattet den Ozean;
Der Wandel Ea's ist in Eridu, voll von Überfluß,
seine Wohnung ist der Ort der unteren Welt,
sein Wohnplatz ist das Lager der Göttin Ba-u;
in das Innere des glänzenden Hauses, das schattig ist, wie der Wald,
darf niemand eintreten."

Dieses Heiligtum von Eridu ist nun, wie ein kürzlich aufgefundenes babylonisches Epenfragment zeigt, der Schauplatz der Erschaffung des Adapa durch den Gott Ea. Der Bericht über den eigentlichen Schöpfungsakt ist nicht erhalten. Wir können aber aus parallelen Schilderungen der Keilschriftlitteratur entnehmen, daß Ea, der göttliche „Töpfer", sein Geschöpf aus Lehm knetet. Auf unserem Fragment wird erzählt, daß er seinem Geschöpf „göttliche Vollmacht verlieh, einen weiten Sinn zur Anordnung der Gesetze des Landes, daß er ihm Weisheit gab — nicht aber gab er ihm ewiges Leben — und daß er ihn, den Machthaber, das Kind von Eridu, zum Hirten (?) der Menschen machte." Weiter erfahren wir, daß er mit allerlei priesterlichen Funktionen betraut wird und als göttlicher Bäcker und Mundschenk waltet. Mit dem Bäcker von Eridu besorgt er das Backen, täglich versorgt er Brot und Wasser für Eridu, mit seiner reinen Hand versorgt er die Schüssel, keine Schüssel wird ohne ihn zubereitet, täglich besteigt er das Schiff und geht auf den Fischfang für Eridu: wenn Ea auf seinem Lager sich ausstreckt, verläßt Adapu Eridu und fährt auf einem Schiffe während der Nacht umher, um Fische zu fangen. Aus den Fragmenten, die

Adapa's späteres Geschick erzählen, erfahren wir, daß der Himmelsgott Anu darüber sinnt, wie diesem Geschöpf — das übrigens an einer Stelle ausdrücklich als „Sproß der Menschheit" bezeichnet wird, auch noch die Gabe des ewigen Lebens gegeben werden könnte. Näheres darüber soll in dem folgenden Abschnitt berichtet werden.

Lebensbrot und Lebenswasser im babylonischen Paradies.

Wegen einer an dem Vogel Zu (d. i. die Verkörperung des Südwindes) verübten Gewaltthat muß Adapa gemäß den in Tel-el-Amarna gefundenen Epenfragmenten vor dem Throne des Himmelsgottes Anu erscheinen. Nachdem Anu besänftigt ist, befiehlt er, ihm ein Gastmahl zu bereiten, ein Feierkleid darzureichen und Öl zur Salbung; Kleidung und Öl nimmt er an, aber Speise und Trank schlägt er aus. Ea hat ihn gewarnt: „Brot des Todes wird man dir reichen: iß nicht davon! Wasser des Todes wird man dir reichen: trink nicht davon!" Aber siehe da, es war Lebensbrot und Lebenswasser! Anu bricht in Wehklage aus. Er hat dem Menschen, den sein Schöpfer das Innerste des Himmels und der Erde schauen ließ (d. h. mit höchster Weisheit ausgestattet hat), auch noch die Unsterblichkeit geben wollen. Adapa hat sich durch seine Weigerung um diese Gabe betrogen.

Lebensbrot und Lebenswasser finden wir hier im Palast des Himmelsgottes. Auch hier treffen die Vorstellungen vom Göttersitz und Seligengefilde zusammen, wie ja bei den Griechen die Quellen des olympischen Nektar und Ambrosia im Paradies am westlichen Okeanos gesucht werden. Lebensspeise und Lebenswasser fanden wir sonst im babylonischen Paradies „an der Mündung der Ströme", in Eridu und auf der Seligeninsel. Wie Gilgamesch durch das Wasser des Lebensquells und durch die Zauberspeise auf der Seligeninsel Genesung findet und wie er die Wunderpflanze der Unsterblichkeit findet, haben wir weiter oben berichtet. Auch ist es klar, daß der göttliche Mundschenk und der Bäcker in Eridu im Sinne des Erzählers nicht mit gemeiner Speise und gemeinem Trank zu thun hat, sondern mit babylonischem Nektar und Ambrosia. Auch sonst ist von der Lebensspeise gelegentlich die Rede. „Schmackhaft wie Lebenspflanze sei sein königliches Hirtenamt", sagt der assyrische König Rammanirari III. Und Asarhaddon wünscht, „daß

seine Königsherrschaft dem Wohlbefinden der Menschen heilsam sein möge, wie die Lebenspflanze". Häufig wird das Lebenswasser erwähnt, besonders im Kultus des Ea und Marduk. Daß Lebenswasser getrunken wird, nicht nur zu Besprengung und Lustration benutzt wird, deutet bereits die Geschichte von Adapa an. Ausdrücklich aber berichtet die „Höllenfahrt der Istar" vom Trinken des Lebenswassers bei der Sendung des Götterboten Uddušchunamir:

„Papsukal, der Diener der großen Götter, senkte sein Antlitz vor [Samas],
in ein Trauergewand gekleidet, mit zerzausten (?) Haaren.
Es ging Samas vor Sin, seinen Vater, wei[nend],
vor Ea, dem König, Thränen zu vergießen:
Istar ist in die Unterwelt hinabgestiegen und nicht wieder heraufgekommen."

Nachdem er nun berichtet hat, wie alle Zeugung auf Erden durch diese Höllenfahrt vernichtet ist, heißt es:

„Da schuf Ea in der Weisheit seines Herzens ein männliches Wesen,
schuf den Udduschunamir, den Götterdiener:
„„Wohlan, Udduschunamir, nach dem Thore des Landes ohne Heimkehr richte dein Antlitz,
die sieben Thore des Landes ohne Heimkehr mögen sich vor dir öffnen,
Erischkigal möge dich sehen, möge dich freudig bewillkommnen.
Sobald ihr Herz sich beruhigen und ihr Gemüt sich aufheitern wird,
so beschwöre sie mit dem Namen der großen Götter,
Hebe hoch deine Häupter, auf den Quellort (?) richte deinen Sinn (und sprich):
Wohlan, Herrin, der Quellort (?) möge mir Wasser geben, daraus will ich trinken.""

Später freilich, als das Verlangen des Götterboten gezwungenermaßen erfüllt werden muß, sagt die Höllengöttin zu ihrem Diener Namtar: „die Göttin Istar besprenge mit dem Wasser des Lebens und schaffe sie fort".

„An der Mündung der Ströme" wird nach den Beschwörungen „heiliges Wasser" geholt, also beim Zugang zur Seligeninsel, an dessen Gestade wir ja den Genesungsquell fanden. Euphrat und Tigris gelten selbst als heilige Wasserströme, an deren Quellen man opfert, wie eine historische Inschrift bezeugt, und an deren Ufern

man heilige Waschungen vornimmt. Ea und sein Sohn Marduk sind die Herren des Lebenswassers. Wie auf Ea's Befehl die Unterwelt ihren Lebenswasserquell öffnen muß, so heißt es anderwärts: „Gehe mein Sohn Marduk, nimm den .... einen .... hole Wasser an der Mündung der beiden Ströme, in dieses Wasser thue deine reine Beschwörung, und heilige es mit deiner reinen Beschwörung, besprenge [mit selbigem Wasser] den Menschen, das Kind seines Gottes." Ein andermal heißt es: „Reine Wasser [....], Wasser des Euphrat, das am [....] Orte, Wasser, das im Ozean wohl geborgen ist, der reine Mund Ea's hat es gereinigt, die Söhne der Wassertiefe, die sieben, haben das Wasser rein, klar, glänzend gemacht." In einem kultischen Texte, der für den assyrischen königlichen Gottesdienst zurecht gemacht ist, tritt der Priester, in Linnen von Eridu gehüllt, dem König an der Schwelle des „Hauses der Reinigung" entgegen, und nachdem er ihn mit dem an den aaronitischen Segen erinnernden Spruche begrüßt hat:

„Ea möge dich erfreuen,
Damkina, die Königin der Wassertiefe, erleuchte dich mit ihrem Angesicht,
Marduk, der große Aufseher der Igigi (himmlische Geister) möge dein Haupt erheben",

sagt der Priester: „diejenigen, welche sich die große heilige Botschaft des Ea zur Richtschnur nehmen, deren Thaten haben auf Erden Bestand, die großen Götter Himmels und der Erde werden ihm zur Seite treten, in den großen Tempelheiligtümern Himmels und der Erde treten sie ihm zur Seite; jene Gemächer sind rein und glänzend; es baden sich in seinem (Ea's) reinen, glänzenden Wasser die Anunaki, die großen Götter selbst reinigen darin ihre Angesichter." Neben Ea verfügt besonders sein Sohn Marduk über das heilige Wasser. In seinem Tempel befand sich ein heiliger Brunnen. Wiederholt ist vom „Reinigungsgefäß" des Marduk und vom „Gefäß der Schicksalsbestimmung" die Rede. Beim großen Fest der Schicksalsbestimmung mag das Wasser eine Rolle gespielt haben. Wir nehmen an, daß das Gefäß, das auf den bekannten Wandskulpturen und Siegelcylindern die geflügelten Genien am Lebensbaum tragen, das Gefäß des Lebenswassers darstellt und die Frucht dementsprechend das Lebensbrot.

Schlußbetrachtung.

Zur Psychologie der babylonischen Hadesvorstellungen.

Der Glaube der Babylonier an ein Leben im Jenseits beruht zunächst offenbar auf der Anschauung, daß die Seele ein selbständiges Wesen ist, das sich im Tode vom Leibe trennt. Mit dem Körper ist's aus (das sagt schon das Wort für Leichnam: schalamtu), wenn mit dem letzten Atemzuge die Seele den Leib verläßt. Darum heißt die Seele napischtu (eigentlich Athem), und vom heraufbeschworenen Todesgeist sagt man: er steigt „wie ein Windhauch“ aus der Erde empor (S. 20).

Die Vorstellungen von der Totenwelt gestalten sich bei vielen Völkern nach den Wünschen und Hoffnungen, die im Menschen beim Gedanken an das eigene Sterben erwachen. Man erwartet dann eine phantastische Welt voll von Genüssen, die das elende Leben im Diesseits versagte. Bei dem Babylonier hingegen (ebenso bei den Hebräern und den Griechen) spiegeln sich in den Hadesbildern die trüben Gedanken wieder, die bei der Trauer über die Verstorbenen in der Menschenseele geweckt werden. Die Seele des Toten versinkt in ein freudeloses Dasein, dessen Elend sich schon in den Erscheinungen der tötlichen Krankheit angekündigt hat. Der Verlust der leiblichen Erscheinung hat sie allen Schmuckes und aller Sinnesfunktionen beraubt (S. 7 ff.). Wo ist die Seele zu suchen? Die Einfalt sucht sie beim Grabe; der Todesschatten kann sich von dem Leibe, der ihm Gestalt lieh, nur schwer trennen. Darum wurde der Leichnam einbalsamiert, darum stellte man Speise und Trank an die Gräber. Aber man verfolgt das Geschick der Seele auch weiter und versetzt sie in eine besondere Welt, deren Zugang im Westen liegt (dorthin wandert ja auch die Sonne, wenn sie in Finsternis hinabsinkt), und die man mit abgeblaßten Farben der oberirdischen Welt sich ausmalt. Wenn auch dann die primitive Anschauung vom Wohnen der Seelen an den Grabstätten ihr Recht behält, so erklärt sich das aus dem Bedürfnis des Ahnenkultus, dessen Opferstätten die Gräber waren, und dessen Einfluß stärker ist als das Bedürfnis der Logik.

Da den Babyloniern der Tod und der Aufenthalt im Hades als ein schwarzes Verhängnis erschien, so muß auch frühzeitig in der babylonischen Volksseele der Gedanke an einen Unterschied im Todesgeschick, an eine Vergeltung im Jenseits aufgetaucht sein.

Auch mußte es unmöglich erscheinen, daß die sittliche Weltordnung, die in den Hymnen und Gebeten der Babylonier vorausgesetzt ist, jenseits des Grabes ganz erlöschen sollte. Spuren einer Vergeltungslehre finden sich in der That in den babylonischen Hadesvorstellungen. Was schreibt die Schreiberin der Unterwelt, die gebeugt vor der Höllengöttin steht (S. 17)? Was bedeutet das Gefängnis und die Einschließung, durch welche die Kraft eines unwillkommenen Eindringlings gebrochen werden soll (S. 15)? Warum werden die Anunaki auf einen goldenen Thron gesetzt, als über die Befreiung der Istar entschieden werden soll? Sollten sie nicht richterliche Funktionen haben, ähnlich den 42 Richtern beim Gericht des Osiris? In dem Beschwörungstexte eines der Hadesreliefs ist von dem „Gericht des Lebens der großen Götter" die Rede. Daß man übrigens einzelne Götterfreunde in ein glückliches Dasein auf einer seligen Insel oder sonstwo in die Nähe der großen Götter versetzt, beweist zwar nichts für eine Scheidung Guter und Böser nach dem Tode, aber es zeigt doch, daß die Babylonier bei ihrem Sinnen über Tod und Grab auf ἡδυστέρας ἐλπίδας, auf „süßere Hoffnungen", nicht verzichten wollten. Jedenfalls traute man den Göttern eine Macht zu, die auch über das Grab hinaus in das Geschick der Seele einzugreifen vermag.

Übersicht.

Seite

Einleitung 3/4

Tod und Begräbnis 5/13

Das Todesgeschick S. 5/9. — Trauergebräuche S. 9/10. — Begräbnisfeierlichkeiten S. 10/11. — Grabverweigerung S. 11/12. — Begräbnisstätten S. 12/13.

Die Totenwelt . . . . 14/19.

Lage der Unterwelt S. 14. — Totenfluss S. 14/15. — Höllenschilderungen S. 15/16. — Götter der Unterwelt S. 16/18. — Dämonen der Unterwelt S. 18/19. — Unterwelt und Vegetation S. 19.

Totenbeschwörung 20/21

Befreiung aus dem Lande ohne Heimkehr 21/23

Die Reise des Gilgamesch nach der Insel der Seligen . . 23/26

Das Paradies der erstgeschaffenen Menschen in Eridu . . 26/28

Lebensbrot und Lebenswasser im babylonischen Paradiese . 28/30

Schluss: Zur Psychologie der babylonischen Hadesvorstellungen . . 31/32

Der Festungsbau

im

alten Orient

von

A. Billerbeck

Mit 7 Abbildungen



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1900

Der alte Orient.

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft.

I. Jahrgang, Heft 4.

I. Einleitung.

Wer stärker ist, als sein Gegner, oder sich stärker glaubt, der greift an; wer sich verteidigt, der giebt dadurch zu, daß er der Schwächere ist. Der Verteidiger kann, so lange er in der Verteidigung bleibt, nicht siegen, sondern nur Zeit gewinnen durch möglichst zähe Wahrung seines Besitzstandes, d. h. durch Behauptung der hierüber entscheidenden Örtlichkeiten. Diese befestigt er, indem er sie durch Schutzwehren abschließt und so einrichtet, daß sich daselbst „Wenige gegen Viele" — richtiger: an Zahl, Mut, Bewaffnung, Kriegstüchtigkeit Schwächere gegen Stärkere — mit Vorteil halten können.

Jede Befestigung besteht daher aus einem Hindernis (oder einem System von Hindernissen), welches den Angreifer aufhält, den Verteidiger aber schützt, und aus Einrichtungen, welche es diesem ermöglichen, seine Trutzwaffen in viel wirksamerer Weise zu verwenden, als der Angreifer, der sich ähnlicher Einrichtungen nur in beschränktem Maße bedienen kann.

Diese Betrachtung gilt in ihrer Allgemeinheit heute, wie schon vor Jahrtausenden; aber auch im Einzelnen ist die Befestigungskunst thatsächlich bis in die Neuzeit hinein die konservativste von allen Künsten geblieben: ein beneidenswerter Zustand, dem erst die allgemeine Einführung ferntreffender schwerer Pulvergeschütze und anderer Zerstörungsmittel ein Ende mit Schrecken gemacht hat!

Wie beständig die Befestigungskunst in dieser ganzen, schier unermeßlichen Zeit war, das erhellt aus den auf uns gekommenen urkundlichen Zeugnissen. Ein hinreichend klares Bild von den ältesten Festungen in Ägypten und Vorderasien liefern uns einerseits die Untersuchung der allmählich an's Tageslicht kommenden

Trümmer, andererseits die, wenn auch lückenhaften und oft undeutlichen, dafür aber um so zahlreicheren Mitteilungen über Festungsbelagerungen, welche sich in den Kriegsberichten einiger ägyptischer und babylonischer, sowie mehrerer assyrischer Herrscher finden, hauptsächlich aber die Abbildungen vieler Festungen, die ein freundliches Geschick uns erhalten hat. Einen aus dem Anfange des dritten Jahrtausends v. Chr. stammenden Festungsplan zeigt unten Fig. 3 S. 16.

Wie die Festungen im späteren Altertum aussahen, das lehren ihre z. T. noch recht stattlichen Reste und die ausführlichen Abhandlungen der griechischen, römischen, byzantinischen Kriegsschriftsteller über Festungsbau und Festungskrieg. Von den Festungen im Mittelalter und am Anfange der neueren Zeit aber gewinnen wir eine klare Vorstellung aus den Berichten und Illustrationen der älteren französischen und deutschen Autoren und aus dem Anblick der zum Teil auch schon in Trümmer liegenden, zum Teil aber noch sehr gut erhaltenen alten Festungen an der nordafrikanischen Küste, in Spanien, Sicilien, Italien, Frankreich, an der Ostsee und in unserem Vaterlande. Stellen wir die so gewonnenen Eindrücke zusammen, so erkennen wir, daß alle diese Befestigungen nach gleichen Grundsätzen und unter Verwendung genau oder nahezu gleicher Formen ausgeführt waren, ja daß diese Formen schon im 3. Jahrtausend v. Chr. feste Gestalt gewonnen hatten, — also in Anbetracht ihrer wohldurchdachten Zweckmäßigkeit, nur das Ergebnis mehrhundertjähriger praktischer Erfahrung gewesen sein können.

Die Befestigungskunst durfte und mußte aber ihre Formen so lange bewahren, wie die Mittel des Festungskrieges unverändert blieben; und daß dies thatsächlich bis zum 17. Jahrhundert n. Chr. in allem Wesentlichen der Fall war, wird durch die erwähnten Abbildungen, Urkunden und Abhandlungen gleichfalls bewiesen. In dieser ganzen Zeit bestanden

die Schutzwaffen aus auf dem Leibe getragenen gegen Stoß und Schlag mehr oder weniger widerstandsfähigen Kleidungsstücken und aus Schilden von verschiedener Größe und Schwere,

die Trutzwaffen und Nahwaffen (Keule, Dolch, Schwert, Axt) und Fernwaffen (aus freier Hand geworfene Steine, Feuerbrände, Wurfhölzer, Wurflanzen und vom Bogen geschossene Pfeile).

Geschickte Schleuderer und mit guten Bogen ausgerüstete, geübte Schützen konnten den getroffenen Gegner auf 150 m, ausnahmsweise auf 180 m ver-

wunden, aber die Treffsicherheit war auf diese Entfernungen so ungenügend, daß man nur durch Verwendung großer Geschoßmassen auf einige Wirkung rechnen durfte. Schon auf Entfernungen über 30 m nahm die Treffsicherheit sowohl des Pfeilschusses, als auch des Schleuderwurfes rapide ab; die Wurflanze reichte kaum weiter. — Erst im 5. Jahrhundert v. Chr. trat zu diesen Handwaffen die „antike Artillerie" mit ihren Schuß- und Wurfmaschinen (Lithobolen und Oxybelen) von denen die stärksten und größten zwar angeblich auf 180 m, die kleineren aber nur auf 45—50 m genügende Treffsicherheit gegen kleinere Ziele besaßen.

II. Wall und Graben.

Solchen Waffen gegenüber ist schon die einfache Umfriedigung eines Ortes mit einer Palissadierung, einer Mauer u. dgl. eine Befestigung, falls diese mit Einrichtungen für den Waffengebrauch versehen sind. Zweifellos waren von den Ortschaften, welche die assyrischen und ägyptischen Siegesbulletins stolz als „eroberte Festungen" anführen, viele nur auf diese einfachste Weise befestigt. Das Verfahren des Angreifers war denn auch einfach genug: er hatte nur die hölzernen Abschlüsse durch Feuer zu öffnen, Mauern von mäßiger Stärke mit schweren, langen Balken („Widdern", „Sturmböcken" s. w. u.) einzustoßen.

Wir können uns heute ein Festungswerk ohne Graben auf der äußeren — feindwärtigen — Seite nur noch schwer vorstellen. Die Alten verzichteten auf den Graben, wenn sie auf andere Weise ohne Weiterungen das Material zur Errichtung ihrer Wälle und Mauern beschaffen konnten: so z. B. in Burgen auf Hügeln oder Felskuppen, welcher wegen ihrer hohen Lage schon genügende Übersicht über das Vorfeld hatten. Bot sich aber Gelegenheit, einen nassen Graben mit hinreichender Wassertiefe zu gewinnen, so versäumte man natürlich die Anlage eines so vorzüglichen Hindernisses nicht. So hatten z. B. Babylon und Kalchu breite Wassergräben; Ninive und die Sargon's Burg — nördl. davon — aus dem Felsgrund gehauene Gräben mit künstlichem Wasserspiel. Abbildungen aus dem 9. Jahrhundert v. Chr. stellen Festungen mit Wassergräben dar, deren Böschungen mit lotrechten Quadermauerwerk bekleidet waren.

Wälle mit Erdböschungen auf der äußeren Seite, wie wir sie kennen, bauten die Alten nicht, sondern sie umgaben ihre Festungen mit hohen starken Mauern oder mauerbekleideten Wällen. Je höher der Verteidiger auf seinem Walle steht, desto besser übersieht er das Vorfeld und desto größer ist die Fallwirkung der von oben

auf die Angreifer herabgeworfenen Steine u. s. w. Um gegen Leitererſteigung sicher zu sein, muß eine steile Mauer wenigstens 9 m Höhe haben, denn Sturmleitern von mehr als 10 m Länge sind zu allen Zeiten unhandlich gewesen. Allerdings haben viele vorderasiatische Festungen, wie die Abbildungen zeigen, niedrigere Mauern gehabt, aber die Festungen und Burgen mächtiger Fürsten waren von viel höheren Mauern umgeben; die zur Wallbekleidung von Susa waren z. B. gegen 18 m hoch, an der alten (halbrunden) Burg sogar fast 30 m einschl. des Sockels. Leitersichere Mauern nötigten den Angreifer, sofern er sich auch von deren Breschierung keinen Erfolg versprechen konnte, zur Anwendung der sogenannten Wandeltürme; hoher, mit Bohlen verschaalter Gerüste, die auf Walzen bis dicht an die Mauer vorgeschoben werden mußten und von denen aus die Stürmenden mittels Enterbrücken auf die Festungsmauern gelangten.

Je höher die Mauer werden soll, desto dicker muß sie aus Gründen der Standfestigkeit sein, dient sie zur Steilbekleidung eines Walles, so ist ihre Dicke nach Maßgabe des abzufangenden Erddruckes noch weiter zu vermehren. Immer sind dabei, außer der Rücksicht auf die für den Bau verfügbaren Mittel, selbstverständlich die Tragfähigkeit des Baugrundes und die Festigkeit der verwendbaren Baumaterialien von bestimmendem Einfluß. Das wußten schon die ältesten Baumeister: konnten sie gute Bruchsteine aus der Nähe beziehen, oder waren die Bauherrn in der glücklichen Lage, solche aus weiterer Entfernung heranschaffen zu lassen, so verwendeten sie diese zu ihren Festungsmauern. In Alluvialebnen, wie z. B. der Babylonischen, wo es keine Bruchsteine, wohl aber guten Lehm in Fülle gab, führte man das Massiv der Wälle aus Luftziegeln auf und bekleidete sie mit Mauern aus gebrannten Ziegeln.

Schon im 4. Jahrtausend v. Chr. hatten die babylonischen Baumeister erkannt, daß die der Luft ausgesetzten Flächen von Ziegelmauern lotrecht sein mußten, wenn sie nicht sehr bald der Zerstörung durch atmosphärische Einflüsse anheimfallen sollten; sie bauten also nur lotrechte Mauern. Sie hatten auch schon erfahren, daß solche Mauern, wenn sie zur Bekleidung von Erdwällen dienen sollten, je nach dem Baugrunde und der Festigkeit der Ziegel aus Gründen der Stabilität*) eine Dicke von einem Drittel bis zwei

*) Wenn Herodot erzählt, die (zu seiner Zeit schon abgetragene) Mauer von Babylon sei 200 babyl. Ellen (105 m) hoch, aber nur 50 Ellen (26 m)

Dritteln ihrer Höhe haben mußten. Hieraus folgte schon für Mauern von mäßiger Höhe eine Dicke von wenigstens 3 m.

Um aber so dicke Mauern einzustoßen („Bresche zu legen"), dazu sind Stoßbalken erforderlich, die sich nicht mehr aus freier Hand regieren lassen, sondern in fahrbaren, mit schützenden Wänden und Dächern versehenen Gerüsten aufgehängt, herangebracht werden müssen, um sie — in schwingende Bewegung versetzt — möglichst winkelrecht gegen die Mauern zu stoßen. Dies sind die „Mauerbrecher" genannten Breschmaschinen (vgl. S. 28), die schon Asurnazirpal von Assyrien im 1. Drittel des 9. Jahrhunderts v. Chr. in sehr vollkommener Gestalt abbilden läßt, die also schon lange vorher in Gebrauch gewesen sein müssen. In einigen Fällen versah er diese Mauerbrecher mit hohen Aufbauten, so daß sie gleichzeitig als Wandeltürme dienten (s. o.), und es ist gewiß interessant, daß die Konstruktion dieser Maschinen in allem Wesentlichen unverändert geblieben ist, bis man schwere Pulvergeschütze von erträglicher Treffsicherheit erfunden hatte.

Der Zerstörung durch diese großen Mauerbrecher waren natürlich die unteren Teile der Festungsmauern am meisten ausgesetzt, denn die Stöße der Breschbalken wurden um so weniger wirksam, je schräger aufwärts sie geführt wurden, beliebig hoch aber darf man die schwingenden Balken der Handhabung wegen nicht aufhängen. Die griechischen Kriegsschriftsteller nahmen daher 3,5 bis 4 m Höhe über dem Mauerfuß als obere Grenze für wirksame Breschstöße an. So hoch mindestens muß die Mauer ganz massiv und aus widerstandsfähigstem Material erbaut sein. In der That sind denn auch die Mauern reich ausgestatteter Festungen — wie Kalchu, die Sargons-Burg, Nineve — mit großen Quaderblöcken verkleidet gewesen. In einigen Festungen war zur Erreichung desselben Zweckes die Bekleidungsmauer des Walles auf einen vorspringenden Sockel gestellt. — Auch legte man schon in den ältesten Zeiten zur Erhöhung der Standfestigkeit von Wallbekleidungsmauern Strebepfeiler an, d. i. Mauerklötze von abgerundeter oder eckiger Grund-

---

breit gewesen, so ist das ein Schreibfehler, oder eine Verwechselung von Höhe und Breite. Denn ein im Inneren aus lufttrockenen Ziegeln bestehender, mit lotrechten Mauern aus thatsächlich schwach gebrannten Ziegeln verkleideter Wall, wie der babylonische war, würde, lange bevor er die angegebene Höhe erreichte, in sich zusammengestürzt sein, weil das sehr mittelmäßige Material solchen Druck nicht ausgehalten hätte und der Baugrund um ein Mehrfaches seiner Tragfähigkeit überlastet gewesen wäre.

rißgestalt an der Außenseite der Mauer, in regelmäßigen Abständen, oder auch nur auf den der Verstärkung am meisten bedürftigen Stellen.

Die Mauer des ältesten Teils der Burg von Susa stand auf einem vielleicht nachträglich vorgebauten Sockel, dessen Außenfläche konvex im Viertelkreis gewölbt war. Das Rhamses-Schloß zu Semneh stand dagegen auf einem konkav gewölbten Sockel. Die äußere Bekleidungsmauer des äußeren Walles der Festung Samaal (Sendschirli in südöstl. Kleinasien) stand auf einem hohen Sockel mit ebener Außenfläche, welche in einer Neigung von etwa 1/3 der Höhe geböscht und mit Bruchsteinen bekleidet war. Auch einige assyrische Flachreliefs stellen Festungsmauern mit Sockeln dar, z. B. die von Salmanassar II i. J. 850 eroberte Festung des Arame von Urarthu, einem weit vortretenden mit lotrechter Mauer bekleideten Sockel. — Strebepfeiler sind häufig, z. B. Ur (Mugair am unt. Euphrat), die sogenannte Servianische Mauer von Rom u. a. m.

III. Einrichtungen für den Waffengebrauch.

Hat der Angreifer sich der Festung soweit genähert, daß er in den Wirkungsbereich der Geschosse der auf der Mauerkrone oder dem Walle kampfbereit stehenden Verteidiger tritt, so kommt dem Verteidiger zwar — ceteris paribus — seine höhere Aufstellung zugute, dem Angreifer aber seine Überlegenheit an Zahl, die umfassende Stellung und die Möglichkeit, seine Verluste zu ersetzen. Der Verteidiger verbessert daher vor allem seine Deckung.

Einige Deckung gewährt schon eine Brüstungsmauer mit dahinter liegendem Auftritt (Bankett) für die Schützen und Schleuderer, welche von hier aus das Vorfeld übersehen und beschießen oder bewerfen können, von dem Bankett heruntergetreten aber völlig gedeckt stehen. Ist der Platz hinter dem Bankett breit genug („Waligang"), so dient er als Sammelplatz für diejenige Mannschaft, welche in unmittelbarer Nähe zur dichten Besetzung der Brustwehr bereit gehalten wird, wenn der Angreifer eine bedrohlich erscheinende Vorwärtsbewegung unternimmt. Diese uralten Einrichtungen sind noch heute in Gebrauch.

Zur besseren Deckung ihres Oberkörpers benutzten die auf das Bankett getretenen Schützen und Schleuderer ihre eigenen kleinen Parirschilde, befestigten auch ihre größeren Schilde und Tartschen mit Zwischenräumen auf der Brüstungsmauer oder stellten statt dessen hölzerne Schirme auf, wie z. B. die Darstellung des Angriffs auf die Festung Dapur in Galiläa erkennen läßt, den Rhamses II von Ägypten ausführen ließ. Diese Schirme sind das Vorbild der gemauerten Zinnen.

Die einfacheren Zinnen bestanden aus dreieckigen oder viereckigen, in regelmäßigen Abständen mit Zwischenräumen auf die Mauerkrone gestellten, kleinen Mauerblöckchen. Viereckige Zinnen finden sich schon in dem erwähnten uralten Festungsgrundriß angedeutet — naiver Weise in der Ansicht! — Später wurden die Zinnen immer feiner ausgebildet und zugleich zur Verzierung der Mauerkrone verwendet, so z. B. die Fig. 1 abgebildeten dreistufigen Zinnen der Burg von Susa, die auch sonst noch oft vorkommen.

Der Angreifer überschüttet seinerseits die an die Brustwehr getretenen Verteidiger schon aus der größten Schuß- und Wurfweite mit einem dichten Hagel von Geschossen aller Art, sobald er einen entscheidenden Vorstoß gegen die Festung machen will. Unter dem Schutz dieser Geschoßmassen sucht er seine Mauerbrecher und Wandeltürme vorzubringen, seine Trupps mit Sturmleitern, seine Pioniere

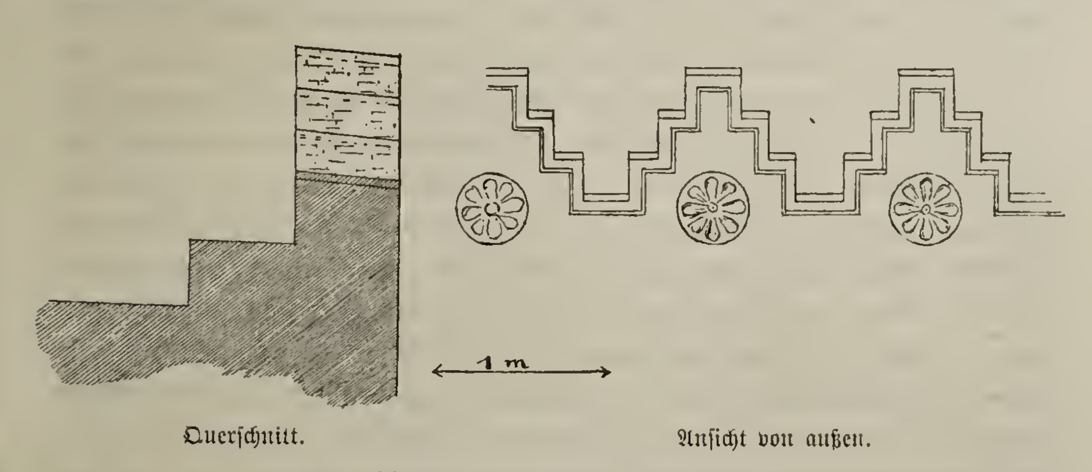


Fig. 1. Dreistufige Mauerzinnen.

und seine Sturmkolonnen an die Mauer heranzuführen. Solchen Geschoßmassen gegenüber machte sich das Bedürfnis vermehrter Deckung geltend, und der Verteidiger brachte, wenigstens auf den am meisten gefährdeten Stellen, Dächer über den Zinnen an oder stellte, wenn keine Zinnen vorhanden waren, Schuppen*) in leichter Bauart auf, deren nach außen sehende Wände mit Schießscharten versehen wurden. Dächer und Wände bekleidete man mit Tierfellen, Tüchern, Lehmschlag u. dgl., um sie einigermaßen feuersicher zu machen.

---

*) Derartige Schuppen auf den Festungsmauern wurden, wie zahlreiche Abbildungen zeigen, noch bis in die neuere Zeit hinein verwendet; einige sind noch heute zu sehen. Aus ihnen entwickelten sich die Wallkasematten mit gemauerten Wänden und Decken, wie wir solchen in Susa, Babylon, Carthago, Rhodos u. a. begegnen.

Natürlich hat man aus den Schießscharten solcher Aufbauten keine so gute Übersicht über das Vorfeld, wie von der offenen Brustwehr aus; auch verhindern die Aufbauten selbst eine so dichte Besetzung des Walles oder der Mauer, wie sie nötig wird, wenn der Angreifer unvermutet einen größeren Vorstoß unternimmt. Aus dem 9. und 8. Jahrhundert v. Chr. stammende Abbildungen zeigen denn auch, daß die Verteidiger angegriffener Festungen auf den Decken derartiger Aufbauten, ja selbst auf den Decken gemauerter Schutzräume auf den Wällen, noch Balkons aus Zimmerwerk errichtet haben, an deren Geländern sie zu besserer Deckung ihre Schilde aufhängten.

Alle diese, lediglich zur Verbesserung der Deckung der Verteidiger auf dem Walle dienenden Einrichtungen werden indessen nahezu wertlos, wenn der Angreifer stark, tapfer und intelligent genug ist, um, vielleicht eine günstige Gelegenheit abpassend, trotz aller Verluste nicht nur die Zone der Massengeschosse, sondern auch die schmale Zone des gezielten Pfeilschusses und Schleuderwurfes (s. o. S. 5) zu überschreiten und so schließlich bis unmittelbar an den Mauerfuß zu gelangen. Hier versucht er dann je nach Umständen, vor allen Dingen etwa vorhandene Thorverschlüsse einzubrechen oder mit Feuer zu zerstören oder, wenn das nicht angeht und die Mauer nicht zu hoch ist, seine Sturmleitern anzusetzen, oder aber — mit Brechstangen oder Mauerbrechern — ein Loch in der Mauer zu öffnen und dies allmählich zu vergrößern, bis die Mauer einstürzt: d. h. Bresche zu legen. Ist der Angreifer bis an die Mauer herangekommen, dann vermag der Verteidiger auf der Höhe, wenn sich dort nur die beschriebenen Anlagen befinden, kaum noch zu erkennen, was jener da unten treibt, noch weniger, ihn ernstlich zu stören. Gerade in dieser kritischen Periode muß er aber in der Lage sein, dem Gegner auf das Nachdrücklichste zu Leibe zu gehen: und dieser gebieterischen Forderung zu genügen, haben die alten Festungsbaumeister auf verschiedene Arten versucht.

Einmal durch die — an sich ja nahe liegende — Einrichtung einer niedrigen Verteidigungsstellung, indem sie in geringer Höhe über dem Erdboden an der Innenseite freistehender Festungsmauern Nischen anbauten, in anliegenden Wallbekleidungsmauern rings umschlossene Gänge (Gallerien) oder einzelne Hohlräume aussparten und deren Frontwände mit Schießscharten versahen. Sollen aber die auf die Benutzung von

Scharten angewiesenen Schützen ein erträglich freies Gesichtsfeld haben, so dürfen die mit Scharten zu versehenden Mauern nicht sehr dick sein oder die Scharten müssen sehr groß werden, was auch bedenklich ist. In jedem Falle wird durch derartige niedrig gelegenen Hohlräume die Widerstandsfähigkeit der Mauer gegen die Stöße des Mauerbrechers erheblich geschwächt (s. o. S. 7). Solche Einrichtungen wurden denn auch bereits im Altertum als nicht zweckmäßig angesehen, und sie erscheinen nur selten in den auf uns gekommenen alten Abbildungen. (In den Resten assyrischer Festungen sind bis jetzt noch keine Spuren derartiger niedrig gelegener Verteidigungs-Gallerien oder Kasematten aufgefunden.)

Häufiger ist die Anlage einer offenen, niedrigen Verteidigungslinie am Fuß der Festungsmauer und etwas vor diese vorgeschoben: entsprechend derjenigen Einrichtung, die wir Niederwall oder Faussebraye nennen und die sich von selbst ergiebt, wenn die Mauer auf einem weit genug vorspringenden Sockel (s. o. S. 7) steht oder wenn ein mauerbekleideter Graben vor der Mauer liegt und — aus Stabilitäts-Rücksichten — zwischen Mauerfuß und Grabenrand ein Streifen von hinreichender Breite stehen gelassen ist. Wird dann die Bekleidungsmauer des Sockels oder des Grabens mit einer Brüstungsmauer (Bankett, Wallgang) versehen, so entsteht eben eine vollständige niedere Verteidigungslinie, die der Angreifer nehmen muß, bevor er an den Fuß der großen Mauer oder des Hauptwalles gelangt. Ist es aber so weit gekommen, dann entstehen für diese wieder die alten Forderungen: der Verteidiger muß sehen, was der Angreifer am Mauerfuß unternimmt und ihn dabei auf das Nachdrücklichste stören können — oder nach unserer heutigen Ausdrucksweise: er muß in der Lage sein, die äußere Mauerfläche und den Mauerfuß wirksam zu bestreichen.

Dies kann von oben herab durch „Senkschüsse," — oder von der Seite her „durch Flankierung" geschehen. Beide Arten der „Bestreichung," welche noch heute — getrennt oder zugleich — angewendet werden, sind uralt (schon in dem mehrerwähnten Festungsgrundrisse sind beide dargestellt!).

Die einfachste bauliche Anlage, die es ermöglicht, den Mauerfuß von oben her zu beobachten und notdürftig zu „bestreichen", besteht in der Anlage kanzelartig über die äußere Mauerfläche hervortretender Ausbauten, auf die man von den Zinnen aus oder durch Öffnungen in der Mauer gelangen kann. Schon die Verteidiger von Dapur (s. o. S. 8) haben solche Kanzeln ge-

habt und assyrische Flachreliefs zeigen, daß auch die Assyrer in den von ihnen angegriffenen Festungen häufig mit derartigen Anlagen zu schaffen hatten.

Werden in den Fußböden derartiger Kanzeln Schlitze offen gelassen, durch welche die in den Kanzeln postierten (und durch deren Wände gedeckten) Verteidiger direkt nach unten schießen, Steinblöcke werfen, heißes Wasser gießen können, so entsteht diejenige Einrichtung, welche wir „Senkscharten," die Franzosen „Machicoulis" nennen. Derartig eingerichtete Kanzeln wurden vorzugsweise an besonders gefährdeten Stellen hauptsächlich über Thoren und Pforten angelegt und sind noch heute an mittelalterlichen Schlössern und Festungsmauern zu sehen.

Je weiter die Kanzeln über die Mauer hervorragen, desto besser kann man auch von deren Seitenwänden aus die anstoßenden Mauerstrecken übersehen und „flankieren," desto länger und stärker müssen aber die Tragbalken, die tragenden Bruchsteine oder das gemauerte Gesimse werden. Man benutzte also gern die Strebepfeiler (s. o. S. 7) als Unterbau für die Kanzeln. Erhielten diese dann zur Sicherung der daselbst postierten Mannschaften Wände und Dächer, so gewannen die so ausgestatteten Pfeiler das Aussehen von kleinen, die Brustwehr überragenden Türmchen.

Wo man sich auf kunstreicheren Mauerbau verstand, große feste Bruchsteine hatte oder doch über hinreichend starkes Bauholz verfügte, da beschränkte man sich nicht auf die Anlage einzelner Kanzeln, sondern versah lange Strecken der Umfassungsmauer mit Aufbauten, welche über die äußere Mauerflucht hinausragten und mit Senkscharten versehen waren.

Man darf wohl unbedingt annehmen, daß in allen alten Festungen, deren Mauern überhaupt keine oder nur sehr kleine strebepfeilerartige Vorsprünge besaßen*), die Errichtung auskragender Aufbauten in leichter Bauart im Bedarfsfalle vorgesehen war. Dieser Fall trat ein, wenn sich aus den Maßnahmen des Angreifers abnehmen ließ, gegen welche Teile der Festungen sich der förmliche Angriff speziell richten würde.

---

*) Das war der Fall in mehreren ägyptischen und urarthäischen (armenischen) Festungen, wie die Abbildungen zeigen, desgleichen, wie aus den Trümmern, Überresten und Abbildungen hervorgeht, bei der späteren Mauer der sogenannten „zweiten Stadt" von Troja, in Mykenai, der sogenannten servianischen Mauer von Rom, in Pompeji, mehreren Normannen-Burgen in Sicilien und vielen anderen.

In reichlich ausgestatteten Festungen und Burgen baute man sowohl die Kanzeln, als auch die langgestreckten, mit Senkscharten versehenen Aufbauten massiv und versah sie mit gemauerten Decken. Den Querschnitt einer derartigen Wallkasematte zeigt Figur 2. Da man aus den Schießscharten in den Frontwänden dieser Kasematten aber noch weniger freie Übersicht über das Vorfeld hatte, als aus den Scharten in dünnen Schuppenwänden, so benutzte man die ausreichend festen Decken der Kasematten zur Einrichtung einer erhöhten offenen Verteidigungslinie, indem man sie mit Brüstungsmauer, Zinnen u. s. w. versah.

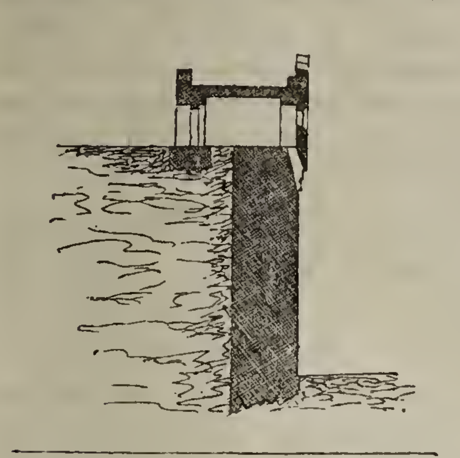


Fig. 2. Kasematte auf der Mauer mit Senkscharte und Zinnen-Plattform (Rekonstruktion).

War es dem Angreifer trotz aller Verluste gelungen, bis in unmittelbare Nähe der so ausgestatteten Festungsmauer vorzudringen, so kamen außer den Senkscharten auch die Seitenwände der Kanzeln und türmchenartigen Aufbauten auf den Strebepfeilern zur Geltung, von denen aus die benachbarten Mauerstrecken flankiert wurden. Aber der Platz war hier äußerst beschränkt und selbst in den turmartig um ein zweites und drittes Stockwerk erhöhten Pfeileraufbauten fanden an den Seitenwänden vergleichsweise nur wenige Schützen und Schleuderer Platz. Kein von hier aus abgegebener Schuß oder Wurf durfte also verloren gehen, jeder mußte womöglich sein Ziel treffen. Daraus folgt aber, daß die Entfernung zwischen zwei benachbarten Flanken — oder wie wir heute sagen: die Länge der Kurtine — nicht erheblich größer sein darf als die Weite des gezielten Pfeilschusses, Lanzen- oder Schleuderwurfs, d. h. 30 m (s. o. S. 5).

In dem mehrerwähnten ältesten Festungsgrundriß sind die längsten Kurtinen etwas über 30 m, die kürzesten, in denen die Thore liegen, nur 26,6 m lang, so daß diese am meisten bedrohten Anlagen am kräftigsten flankiert erscheinen. In der älteren sogenannten zweiten Stadt von Troja sind die Kurtinen nur 20—21 m lang, was darauf deutet, daß die damaligen Schützen weniger gute Bogen hatten oder schlechter schossen, als die alten Babylonier. Susa hat 28—30 m lange, die Sargonsburg nur 27 m lange, die sogenannte „Medische" Mauer im NW. von Babylon gegen 30 m lange Kurtinen. Philo Byzantinus bezeichnet (um 150 v. Chr.) 46,2 m als zulässige

Länge, wenn man die Flanken mit den damals gebräuchlich gewordenen Schußmaschinen (Oxybelen) besetze — s. o. S. 5, Ank. — Die Flankierungstürme traten in der älteren Zeit höchstens ca. 4,5 m über die Festungsmauer hervor, ihre Breite war sehr verschieden, in Susa z. B. 13 m, in der ältesten Grundrißzeichnung 19 m; im Mittelalter kommen viel breitere und weiter vorspringende Türme vor. — Übrigens hatten die Flankierungstürme auf geradlinigen Fronten gewöhnlich rechteckige, auf in gebogener Linie geführten Fronten halbkreisförmige oder elliptische Grundrißgestalt.

Mit besonderer Sorgfalt ausgestattet wurden die Flankierungsanlagen an exponierten Punkten, namentlich diejenigen, welche ein Thor einschlossen. Diese erhielten meist turmartig über die Festungsmauer sich erhebende Aufbauten mit Zinnenbrustwehren, Senkscharten u. s. w. Auch benutzte man in Festungen mit breiten Wällen die Flankierungsaufbauten zur Herstellung von Abschnitten auf dem Wallgange, indem man ihre Seitenwände nach rückwärts verlängerte und sie nach innen abschloß. So entstanden selbständige feste Posten, welche verhindern konnten, daß eine vielleicht überraschend irgendwo auf den Wallgang gelangte feindliche Abteilung den ganzen Wall der Länge nach aufrollte.

Die von assyrischen Truppen im 9. und 8. Jahrh. v. Ch. belagerten Festungen waren nach den erhalten gebliebenen Abbildungen wohl ausnahmslos von polygonalen (seltener runden) Enceinten mit strebepfeilerartig vorspringenden Flankierungsanlagen der angegebenen Art umschlossen. Bei weitem die meisten von diesen Vorbauten trugen übertragende, also mit Senkscharten versehene Stockwerke und Plattformen mit Zinnenbrustwehr. Die Kurtinen sind fast überall mit ebensolchen Brustwehren ausgestattet, seltener auch mit Senkscharten. — Mehrstöckige auskragende Aufbauten kommen in den bis jetzt aufgefundenen assyrischen Flachreliefs nicht vor, auffallend hohe Türme im Zuge der Enceinten nur selten. Indessen weiß man aus unverdächtigen Berichten, daß manche vorderasiatische und andere alte Festungen mit sehr hohen mehrstöckigen Türmen ausgestattet gewesen sind, z. B. Jerusalem um Christi Geburt, Nicaea u. a. m.; auch die Türme der hohen Enceinte von Byzanz, welche Theodosius II. erbauen ließ, wären zu nennen.

Einige Festungen in der Gegend von Karchemisch und mehrere von den Festungen südlich des Urmiah-Sees und in der Umgegend des oberen Dijala, welche Sargon von Assyrien den Medern abgewann und in seiner Burg abbilden ließ, hatten hiernach ganz hohl gebaute Flankierungstürme, welche durch Zwischenböden in

mehrere Stockwerke geteilt waren. Das unterste Stockwerk lag nahe über dem Erdboden, war also nicht „breschesicher“ — (s. o. S. 7).

Bemerkt sei noch, daß die Assyrer das vorstehend erörterte System nach den erhaltenen Abbildungen auch auf leichtere Befestigungen, wie Standlager, Cirkum- und Kontravallationslinien vor belagerten Festungen anwendeten. In den Standlagern bildeten die nach Außen gewendeten Langwände der Wohnbaracken, Stallungen u. s. w. die Kurtinen und etwas höhere, in Abständen von etwa 30 m angelegte, etwas nach Außen vortretende kleine Baracken von quadratischem Grundriß die Flankierungsanlagen. In den Kontravallationen u. s. w. scheinen die Kurtinen aus Pallissadierungen oder Mauern aus Luftziegeln bestanden zu haben.

Erscheint das geschilderte altbabylonische Befestigungssystem (mit vorgebauten Flankierungstürmen) als Vorläufer des in der ersten Hälfte des 19. Jahrh. in Europa in Aufnahme kommenden sogenanntem reinen Polygonalsystems, welches die Flankierung hauptsächlich den Koponieren übertrug, so zeigt uns ein Blick auf die nunmehr näher zu betrachtende, uralte Grundrißzeichnung, daß auch ein anderes, Ende des 18. Jahrhunderts namentlich von französischen Ingenieurs lanciertes Befestigungssystem bereits im Anfang des 3. Jahrtausend v. Chr. erfunden war: dasjenige System, dessen wesentliches Merkmal darin besteht, daß zur Erreichung einer vollkommenen Flankierung der Festungsumzug selbst in gezackter Linie geführt wird. Die Franzosen nannten diese Grundrißgestalt „en tenaille“ oder „en crémaillère.“ Danach wird der Umzug in eine Folge von einspringenden und ausspringenden Winkeln zerlegt: die in den einspringenden Winkeln aneinander stoßenden Linien flankieren sich gegenseitig. Diese Winkel müssen aber Rechte — oder doch nicht viel größer — sein, denn in der Eile schießt jeder Schütze gerade aus, quer über die Brustwehr hinweg oder durch die Scharte hindurch, an der er steht. Die zu flankierende Linie darf ferner nicht länger sein, als die Schußweite mit guter Treffsicherheit beträgt — zur alten Zeit also nicht viel über 30 m.

Der in Rede stehende alte Grundriß (siehe Figur 3) ist auf einer Steintafel eingeritzt, welche ein sitzend dargestellter Fürst von Lagasch, Namens Gudea, auf dem Schoße hält (Original im Louvre zu Paris, Abgüsse im Berliner Museum u. anderen). Das Bildnis ist in dem Ruinenhügel Tel-Loh im östlichen Ufergelände des Schatt-el-Hay genannten Wasserlaufes im südöstlichen Babylonien gefunden. Gudea lebte um 3000 v. Chr. und die Zeichnung

wird wohl die Befestigung einer bei Lagasch zu erbauenden Hofburg darstellen. Die allgemeine Grundrißgestalt ist ein ziemlich langgezogenes Rechteck. Eine Langseite (auf der Zeichnung die obere (A B), in welcher drei Thore liegen (a, b, c) und die eben deswegen, vielleicht auch in Rücksicht auf die Gestaltung des Geländes und die vermutliche Anmarschrichtung des Feindes, als die wichtigste Front erscheinen mußte: — diese Langseite ist dadurch verstärkt, daß sie zweimal im rechten Winkel einwärts gebrochen und dadurch in 5 Linien zerlegt ist, drei längere und zwei kürzere, zu diesen winkelrecht stehende, welche sich gegenseitig flankieren. Die kürzeren E F und G H sind nicht länger, als der Pfeilschuß mit voller Treffsicherheit reicht, werden also von ihren Nachbarn vollkommen flankiert und bedürfen keiner besonderen Einrichtungen zu diesem Zwecke. Die drei längeren Fronten A H, G F und E B sind aber mit Flankierungstürmen versehen, von denen die an den drei Thoren liegenden zinnengekrönte Plattformen tragen, wie die Zeichnung in der Ansicht darstellt. Die übrigen nicht gebrochenen drei Seiten A D, D C und C B, werden ebenfalls durch Vorbauten flankiert, von denen wieder die an den Thoren liegenden Zinnen tragen. Die beiden ausspringenden Winkel D und B sind jeder durch einen besonderen Turm verstärkt.

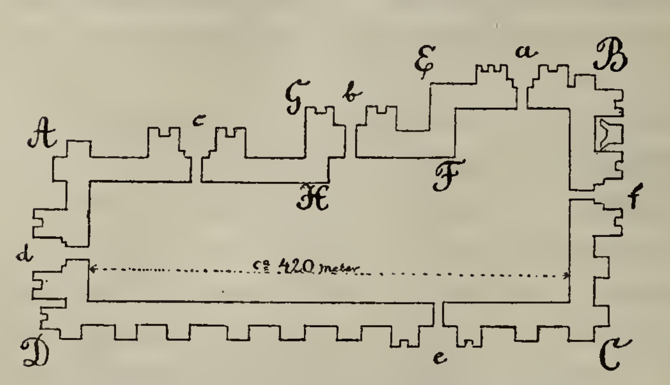


Fig. 3. Grundriß der Festung des Gudea von Lagasch.

Auf diese Weise hatte man — offenbar auf Grund jahrhunderte langer praktischer Erfahrungen — schon in jener fernen Vergangenheit auf einfache Weise eine fortifikatorische Aufgabe gelöst, welche in der Folgezeit die Baumeister noch oft beschäftigt hat, wenn es sich darum handelte, einen Ort zu befestigen, dessen Umzug wegen der gegebenen natürlichen Verhältnisse eine unregelmäßige Figur mit stumpfen und spitzen Winkeln sein mußte. Man formte in solchen Fällen diese Winkel in eine Anzahl rechter Winkel dadurch um, daß man deren Schenkel so oft als nötig rechtwinklich brach. Einspringende Winkel von mehr als 90° Öffnung kommen in den Resten alter Festungen, soviel bekannt, überhaupt nicht vor. Tyrins, die Sargonsburg u. a. m. hatten streng rechtwinklich gebrochene Enceinten.

Als besonders sorgfältig nach obigen Grundsätzen konstruiert verdient die Befestigung des südlichen Teils der Burg von Susa genannt zu werden (s. Fig. 4).

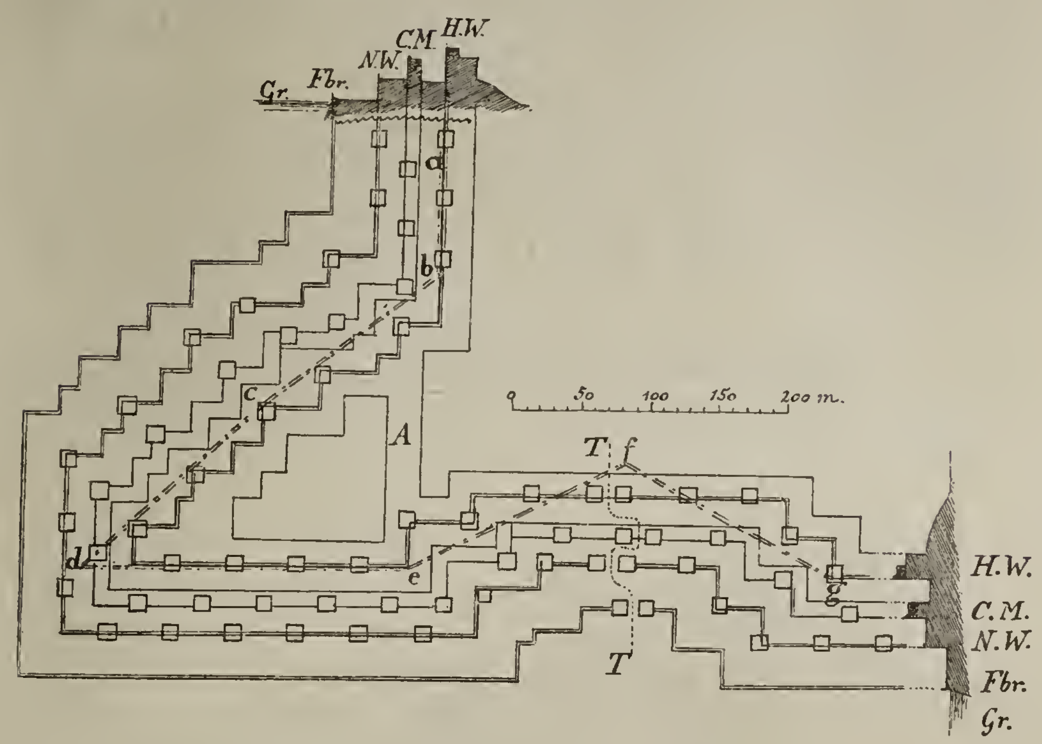


Fig. 4. Skizze zur Verdeutlichung der Auflösung einer unregelmäßigen Figur a b d e f g in rechte Winkel.
Gr. Wassergraben. N. W. Niederer Wall. A ein Abschnitt. Fbr. Fausssebraye. C. M. kasemattierte Mauer. T ein Hauptthor. H. W. Hoher Wall.

IV. Mehrfache Umwallungen.

Wie schon (s. S. 11) angedeutet, benutzte man in Festungen, deren Mauer oder mauerbekleideter Hauptwall auf einen breiten Sockel gestellt oder von dem vorliegenden — nassen oder trockenen — Graben durch einen Streifen des natürlichen (regulierten) Geländes getrennt war, diesen Streifen zur Einrichtung einer niedrigen Verteidigungslinie. Der so entstandene Niederwall war seinem Wesen nach nichts anderes als ein zweiter Umzug. — Fig. 5 zeigt — nach einem Flachrelief aus Nimrud, das vermutlich von Asurnazirpal herrührt — eine von den Assyrern eroberte nach Lage und Namen unbekannte Festung in der Ansicht. Sie ist von einem mit lotrechter Mauer bekleideten Sockel umgeben, welcher keine Flankierungsanlagen besitzt, wohl aber eine anscheinend überkragende, also mit

Senkscharten versehene Zinnenbrustwehr trägt: eine richtige Fausse-braye. (Diese Festung hat noch 2 vollständige Enceinten, von denen die äußere besonders sorgfältig ausgestattet ist; ihre Flankierungstürme tragen auskragende Aufbauten mit Plattformen, auch auf den Kurtinen sind auskragende, also gleichfalls mit Senkscharten versehene Zinnenbrustwehren angedeutet.)

Die Entfernung der niedrigeren Brustwehr von derjenigen des Hauptwalles darf streng genommen nicht größer sein, als die Schußweite mit guter Treffwahrscheinlichkeit, also rund 30 m (s. o.). War es jedoch wegen der Gestaltung des Geländes oder

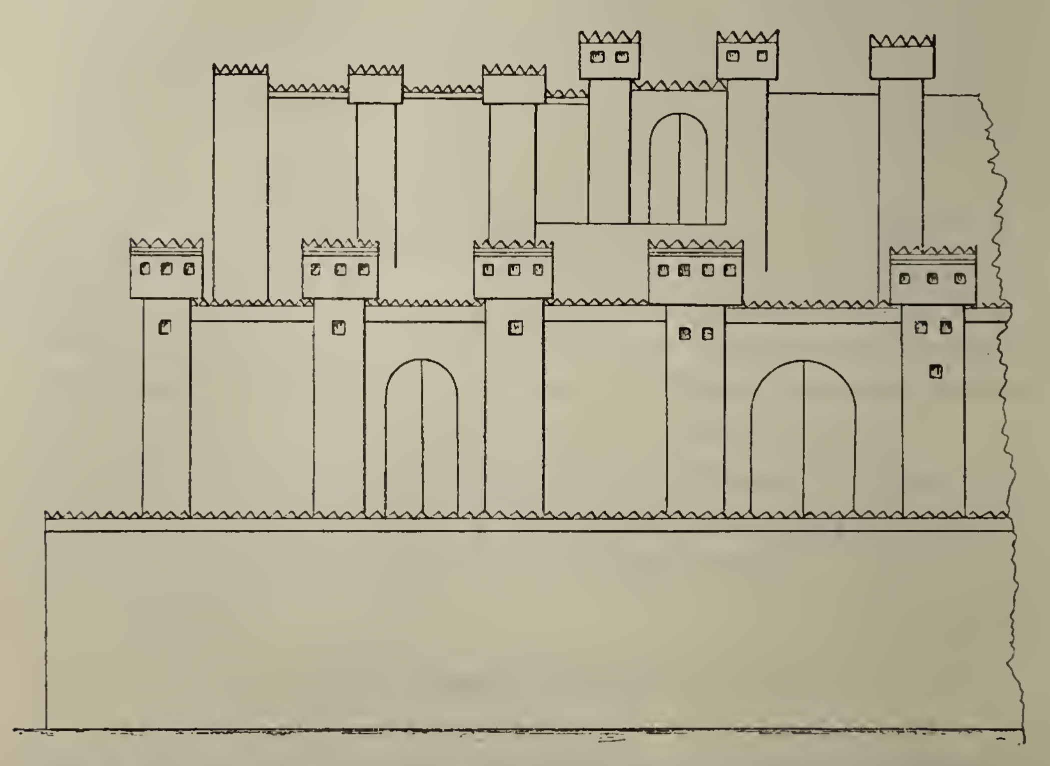


Fig. 5. Teil einer großen Festung mit Niederwall und doppelter Mauer oder Umwallung. Ein Turm hat zweistöckige Kasematten, einige Kurtinen haben übergebaute Zinnen. Auf dem stark beschädigten oberen Drittel des Reliefs war vielleicht eine dritte Umwallung oder andere höhere Befestigung dargestellt. In Nimrud, vermutlich Asurnazirpal.

in Rücksicht auf die Tragfähigkeit des Baugrundes und die Schwere des mauerbekleideten Hauptwalles (z. B. in Babylon, in Susa u. a. m.) oder aus anderen Gründen erforderlich, einen viel breiteren Streifen vor der Bekleidungsmauer des Hauptwalles stehen zu lassen, so mußte man auf diesem eine mittlere Verteidigungslinie errichten, um den Niederwall aus wirksamster Entfernung beschießen zu können, und welche dann ihrerseits von dem hohen Walle aus beschossen werden konnte. Diese mittlere Linie überragte demzufolge

die niedere und wurde von der Brustwehr des hohen Walles überragt. (S. Fig. 5).

Aber auch ohne bautechnischen Zwang haben zu allen Zeiten mächtige Fürsten diejenigen von ihren Festungen und Burgen, auf deren Besitz sie großen Wert legten, mit mehrfachen Enceinten umgeben. So war z. B. Susa, wie die vorhandenen Trümmer zeigen, auf dem größeren Teil seines Umzuges von einem dreifachen, — oder wenn man die den Wasserspiegel des Hauptgrabens nur wenig überragende Fanssebraye mitrechnet, — von einem vierfachen mauerbekleidetem Walle umgeben. (S. Fig. 6).

Die assyrischen Könige sprechen in ihren Kriegsberichten oft von eroberten Plätzen, welche mit mehrfachen Mauern oder mauerbekleideten Umwallungen befestigt waren, haben auch mehrere derartige Festungen abbilden lassen. So erscheint bei Tiglat-Pileser I.

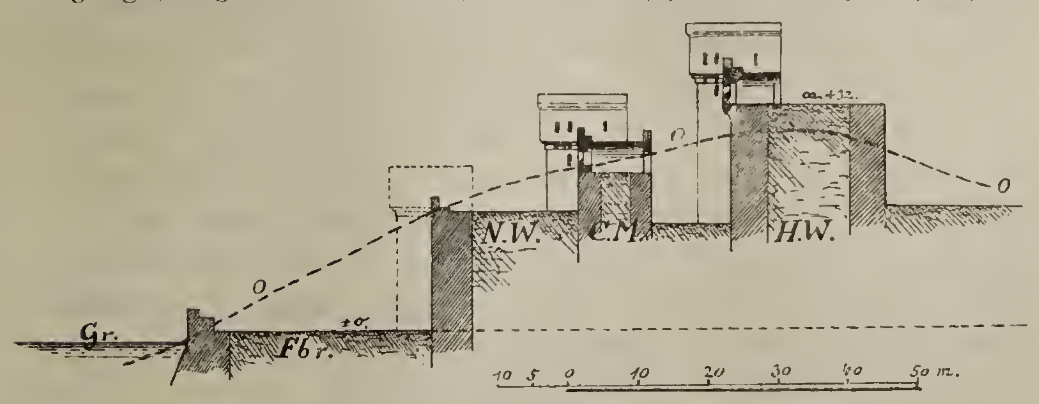


Fig. 6. Querschnitt durch die geradlinigen Teile der Burg von Susa.
Gr. Graben — Fbr. Faussebraye. — N.W. niederer Wall. — C.M. kasemattierte Mauer. — H.W. hoher Wall. — 000 gegenwärtige Oberfläche des Ruinenhügels.

(im 11. Jahrh.) eine Festung Chunusa der Kumanäer — etwa Gegend von Albistan oder Zeitun im südöstlichen Kleinasien — welche drei Mauern aus Ziegelsteinen hatte; — bei Asurnazirpal die Festung Madara am Karadscha-Dagh südwestl. Diarbekr mit vier Mauern. Von den abgebildeten Festungen sei (außer der oben Fig. 5 wiedergegebenen) nur Kischeschim (oder Kisassu) erwähnt, welche in die Gewalt der Meder gefallen war und von Sargon nach ihrer Eroberung (i. J. 715) zur Hauptstadt der Provinz Parsua (am oberen kleinen Zab und östl. davon, heute Landschaft Minde) gemacht wurde. Sie hatte drei gemauerte, mit Flankierungstürmen versehene Umzüge. Türme und Kurtinen trugen auskragende Aufbauten bezw. Zinnenbrustwehren, woraus folgt, daß überall eine Bestreichung durch Senkscharten vorgesehen war. Überdies zeigen alle Türme je drei Schießscharten

oder Fensteröffnungen über einander; sie waren also hohl und in drei Stockwerke geteilt. Die Festung hatte einige Außenwerke mit einfachen Enceinten, deren Bestreichung aus Flankierungstürmen und Senkscharten erfolgte. — Auch die Riesenfestung des Altertums, Babylon, war von einer doppelten — oder wenn man die höchst wahrscheinlich vorhandene, sich nur wenig über den Wasserspiegel erhebende Faussebraye mitrechnet, einer dreifachen — mauerbekleideten — Umwallung umschlossen*). Der innere, höchste Wall hieß Nivitti-Bel (Bel erbarmt sich), der davor liegende niedrigere Imgur-Bel (Bel gründet); beide Wälle standen, in Rücksicht auf ihr großes Gewicht und die mangelhafte Tragfähigkeit des Baugrundes, auf einer sehr breiten, außen und innen von einem breiten Wassergraben umgebenen Plattform. Der innere Wall trug sowohl auf seinem feldwärts, als auch auf seinem stadtwärts gewendeten Rande je eine Reihe von Wallkasematten und der dazwischen liegende Wallgang war nach Herodot so breit, daß vier Wagen neben einander darauf fahren konnten. Das Vorhandensein der Wallkasematten auf dem Innenrande des Walles und der innere Graben kann darauf deuten, daß der König den Einwohnern der Residenzstadt nicht recht traute, erklärt sich indessen auch hinreichend daraus, daß es, in Anbetracht der gewaltigen Ausdehnung der Enceinte, wünschenswert erscheinen mochte, diese auch im Rücken gegen Angriffe feindlicher Abteilungen zu sichern, denen es gelungen wäre, durch Überfall irgendwo einzubrechen.

Erwähnt sei hier noch ein sehr sauber ausgeführtes, jetzt im Louvre befindliches Flachrelief aus dem Königspalast auf dem Kujundschik-Hügel in Nineve, dessen Enden fehlen, dessen Mitte aber gut erhalten ist. Es stammt vermutlich aus Asurbanipal's, vielleicht schon aus Sanherib's Zeit. Die abgebildete große, reich ausgestattete Festung hat einen Wassergraben oder liegt an einem Flusse. Eine mauerbekleidete Faussebraye erhebt sich nur wenig über den Wasserspiegel; dahinter sieht man drei einander überragende, mauerbekleidete Wälle oder Mauern. Alle vier Linien, auch (ein sehr seltenes Beispiel!) die Faussebraye, haben Flankierungstürme, alle Brustwehren abgetreppte Zinnen, aber die Oberstockwerke der Türme treten nicht über die Mauerflächen heraus, es ist also keine Bestreichung durch Senkscharten, sondern nur reine Flankierung vorgesehen. Auf zwei, ein Thor einschließende Türme der höchsten Enceinte (etwa der Burg?) sind die beiden bekannten Feldzeichen der Assyrer-

---

*) Die hier in Betracht gezogene Befestigung ist die von Nebupolassar begonnene, von Nebukadnezar in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts v. Chr. beendete. Auch die von Sanherib zerstörte Befestigung hatte zwei gleichfalls Imgur-Bel und Nivitti-Bel genannte Umwallungen. — Übrigens hießen die beiden Wälle von Nippur „Imgur-Marduk“ und „Nivitti-Marduk.“

könige als König von Kischschat und König vom Lande Assyrien aufgepflanzt und eine Beischrift lautet: „Stadt der vielen Götter.“ Ist vielleicht die Königsburg von Babylon oder Nineve gemeint? (Vergl. S. 29).

Mit zwei oder mehreren einander einschließenden Enceinten umgab man zu allen Zeiten kleine, aber wichtige Plätze, welche keine Stadt einschlossen, sondern als bloße Militärposten dienen oder einen besonders heiligen Tempel oder die Residenz eines mächtigen Fürsten sichern sollten. Solche Vesten legte man naturgemäß gern auf isoliert liegenden Hügeln an, scheute aber, wenn sich ein solcher an dem gegebenen Punkte nicht vorfand, nicht davor zurück, einen Hügel aufzuschütten oder gar aus lufttrockenen Ziegeln aufzumauern. Eine derartige Veste ähnelte dann mit ihren drei oder vier einander überragenden zinnengekrönten Mauern einem riesigen Stufenturm oder einer Stufenpyramide, babylonisch Zikurrat, dem geheiligten Wahrzeichen des Götterdienstes und Ahnenkultus im ganzen Bereich der babylonischen Kultur. Die Abbildungen vieler mittelalterlichen Burgen und Trümmerreste von solchen zeigen übrigens eine geradezu überraschende Ähnlichkeit mit den alten Stufentürmen.

Die ganze mesopotamische Ebene war, nach der Gestalt der noch vorhandenen Trümmerhügel zu urteilen, mit derartigen kleineren und größeren Stufentürmen gleichsam übersät und außerhalb dieser Ebene sind, wie die assyrischen Abbildungen lehren, in vielen befestigten Städten Stufentürme von kreisförmiger oder rechteckiger Grundrißform vorhanden gewesen. Der Patriarch unter den Stufentürmen war der, unter die Weltwunder gerechnete siebenstufige „Turm von Babel“ in Borsippa, der Schwesterstadt Babylons, den Nebukadnezar erneuern und verschönern ließ und dessen Reste noch heute einen Hügel von 65 m Höhe bilden. Ein großartiger Stufenturm stand in Ur (Mugair am unteren Euphrat), ebenso in Kalach (Nimrud, südl. Ninive), mehrere standen auf der Burg, einige auch im Stadtgebiet von Susa, und auf der Ostfront von Ninive finden sich zwei sehr große Schutthügel, welche höchst wahrscheinlich die Trümmer von Stufentürmen bergen.

Von der Höhe dieser Türme konnte man die Umgegend bis auf weite Entfernungen hin überblicken, sie hatten also schon in dieser Beziehung einen hohen defensorischen Wert. Aber die Bekleidungsmauern der einzelnen Stufen der in den assyrischen Abbildungen dargestellten Zikurrat's sind immer von Zinnenbrust-

wehren gekrönt, und zudem sind in den Trümmern des Turms von Kalach die Reste von Zinnen aufgefunden. Man darf also schließen, daß, wo nicht alle, so doch die meisten der vorderasiatischen Stufentürme nicht lediglich sakrale Bedeutung hatten und als Warten benutzt wurden, sondern daß sie auch der aktiven Verteidigung gedient haben, und diesem Zwecke entsprechend angelegt und eingerichtet wurden. (Vgl. S. 29.)

V. Festungsmauern und mauerbekleidete Wälle.

In diesen Blättern ist mehrfach von „Festungsmauern und mauerbekleideten Wällen" gesprochen ohne zum Ausdruck zu bringen, ob die einen oder die anderen in gegebenem Falle gemeint seien. Das ist geschehen, weil eine Entscheidung nur gefällt werden kann, wenn die Ergebnisse einer Untersuchung der betreffenden Trümmer vorliegen oder wenn man die mehr oder weniger gut erhaltenen Bauten selbst vor Augen hat, — wogegen aus den zahlreichen auf uns gekommenen Abbildungen, die ja eben nur Ansichten geben, niemals mit Sicherheit zu ersehen ist, ob die dargestellten Plätze auf die eine oder die andere Art befestigt gewesen sind, und ob vielleicht in solchen Fällen, wo von mehreren Enceinten umgebene Festungen abgebildet sind, beide Systeme zur Anwendung gekommen sind — wie solches ja durch den Befund des Augenscheins für manche alte Festungen erwiesen ist. (S. w. u. S. 23).

Die Heimat des Ziegelbaues ist die babylonische Ebene, wo es vorzüglichen Lehm in Menge gab. Die Babylonier hatten auch schon in vorgeschichtlicher Zeit gelernt, ihre Ziegel durch Erhitzen am Feuer härter und dauerhafter zu machen, aber selbst ihre am schärfsten gebrannten Ziegel waren kaum so hart, wie unsere schwach gebrannten, denn die Babylonier litten empfindlichen Mangel an Brennstoffen, welche starke Hitze erzeugten, und — was noch schlimmer — sie hielten unverbrüchlich an dem sakrosankten Ziegelformat — 1 Fuß Länge und Breite bei $^1/_4$ Fuß Dicke (1 Fuß babylonisch = 53—56 cm; die Größe des Fußes wechselte im Laufe der Zeit) — fest, konnten also diese großen Klumpen vor Erfindung der Brennöfen nicht genügend durchglühen. Schon ihre aus so lockeren Ziegeln aufgeführten gewöhnlichen Hausmauern mußten sie daher sehr dick machen, noch dicker ihre Festungsmauern,

die ja auch gewaltsamer Zerstörung einigen Widerstand leisten sollten. So erreichten diese im Vergleich zu ihrer Höhe eine Dicke, daß man sie auch Wälle nennen konnte, obwohl sie ihrer Bauart nach — innen lufttrockene, außen gebrannte Ziegel (s. o. S. 6) — eigentlich Mauern waren. Der babylonische Sprachgebrauch deutet dies auch an: das Wort dur bedeutet sowohl die Mauer (speziell die Festungsmauer) als auch den mauerbekleideten Wall. Freistehende Festungsmauern in unserem Sinne (d. h. Mauern, die keinen dahinter liegenden Erdwall stützen) zu erbauen, das hat man wohl schwerlich im alten babylonischen Lande zuerst unternommen, sondern in holzreicheren Gegenden, wo man sich überdieß von dem babylonischen Ziegelformat zu emanzipieren verstand, sowie da, wo man Bruch- und Hausteine zum Hochbau verwendete.

Die mit Ziegelmauern bekleideten, innen mit Erde ausgeschütteten oder (nach altbabylonischem Muster) mit Luftziegeln vollgepackten Wälle boten auf ihrer Krone ohne Weiteres Platz für einen Wallgang nebst Brüstungsmauer. An freistehenden Mauern gewann man — und zwar nachweislich schon im 8. Jahrhundert v. Chr. — den hierzu erforderlichen Platz durch Anlage von Mauerpfeilern an der Innenseite der Mauer, deren Zwischenräume man in Brust- oder Manneshöhe unter der Mauerkrone mit Kappen (in Gewölbmanier oder mit Abtreppung) überspannte, während man die Zwischenräume am Fuß auf etwa 4 m Höhe zum Schutz gegen die Mauerbrecher (s. o. S. 7) voll ausmauerte. Auf der Oberfläche dieser Ausmauerung konnten Schützen stehen und durch Scharten (in der Frontmauer) schießen. War die Mauer hoch genug, so bildete man durch Einziehen von Fußböden oder Zwischenkappen noch ein zweites und drittes Stockwerk für Schützen. Ein sehr lehrreiches Beispiel für eine derartige Anordnung bieten die Reste der im Karthagischen Gebiet gelegenen Festung Thapsos, deren innerste höchste Enceinte zwei kasemattierte Verteidigungsgallerien besaß, von denen die untere 5 m über dem Mauerfuß lag. Daß zur assyrischen Zeit auch in vorderasiatischen Festungen zu Verteidigungszwecken eingerichtete Mauerhohlbauten vorkamen, folgt, wie bereits oben (S. 19) erwähnt, aus mehreren, namentlich von Sargon hinterlassenen Flachreliefs. Bemerkenswert sind namentlich die Festungen Charchar, Kindau, Kischeschim, Sikris u. a., welche in die Gewalt medischer Klans geraten waren, aber augenscheinlich schon lange vor deren Eintreffen bestanden. In Festungen oder Burgen mit doppelter oder mehrfacher Enceinte

bestand häufig nur eine aus einem Wall, die andern oder die übrigen aus freistehenden Mauern.

Je höher die Technik des Mauerbaues sich entwickelt, desto häufiger treten freistehende Mauern mit Bogenstellungen auf der Innenseite an die Stelle von mauerbekleideten Wällen. Genannt seien: die Enceinte von Rhodos (2. Jahrhundert v. Chr.), die Aurelianische Enceinte von Rom (3. Jahrh. n. Chr.), die niedere Enceinte von Byzanz im 5. Jahrh. n. Chr. unter Theodosius II., die Mauer von Antiochia (10. Jahrh. n. Chr., sehr massiv, ohne Kasematten, große viereckige Flankierungstürme). Ferner die z. T. noch vorhandenen alten Umzüge von Thorn und Köln a. Rh. und des Conway-Castle in Wales (nicht sehr starke freistehende Mauern mit und ohne Bogenstellungen an der Innenseite, viereckige und halbrunde Flankierungstürme), Wisby (Anf. 14. Jahrh. mit Zinnen, Senkscharten und Flankierungstürme) ferner Avignon, Florenz, Brügge, Krakau, und viele andere, wie zahlreiche, mittelalterliche Illustrationen in Handschriften und Holzschnitte (Albrecht Dürer, Viollet-le-Duc) zeigen. Vergleicht man diese unserer Zeit so nahe stehenden Zeichnungen mit den alten assyrischen Abbildungen, so findet man kaum einen wesentlichen Unterschied in den fortifikatorischen Formen; — nur, daß die assyrischen Zeichner die Höhenabmessungen in naiver Weise gewaltig übertrieben!

VI. Reduits und innere Abschnitte.

Zu vielen alten und neueren Festungen gehörten und gehören kleinere, aber besonders stark und sorgfältig befestigte Posten, die, an günstigen Punkten erbaut und mit der Umwährung der Festung in defensorischem Zusammenhang stehen, im Übrigen aber durchaus selbständig sind. Man denke, um nur die nächstliegenden Beispiele heranzuziehen, an die „Veste“ Ehrenbreitstein von Coblenz, den „Donjon“ von Glatz, die „Citadellen“ von Straßburg und Spandau — die Acropolis von Athen. Diese Vesten sollen als Reduits dienen, d. h. einen möglichst sichern Stapelplatz für Vorräte, Kriegsbedarf und wertvolles Staatseigentum und einen festen Rückzugsort gewähren, in welchem der Verteidiger Zuflucht findet, wenn er die ausgedehnteren Befestigungsanlagen hat preisgeben müssen. Ein solches „Reduit“ zwingt den Angreifer, einen neuen förmlichen Angriff ins Werk zu setzen, dem Verteidiger aber gewährt es die Möglichkeit, sich von den überstandenen Kämpfen zu erholen, im günstigen Fall den Angreifer durch überraschende Ausfälle wieder zu vertreiben oder vielleicht zum Entsatz heranrückende Streitkräfte abzuwarten, — mit einem Worte „Zeit zu gewinnen“!

Solche Reduits, Citadellen oder wie man sie sonst nennt, hat man, wie die Reste vieler alter Festungen beweisen, schon in sehr alter Zeit gekannt. Sie sind wohl ausnahmslos die ältesten Anlagen (wenigstens in den älteren Festungen) gewesen, in deren unmittelbarer Nähe sich die Unterthanen und Schützlinge des Burgherrn niederließen. Wurden dann diese Niederlassungen so volkreich und wohlhabend, daß sie im Notfalle nicht mehr Platz in der alten Veste fanden, so umgaben sie ihre Niederlassung mit einer eigenen Befestigung und schlossen diese an die Citadelle an.

In manchen Festungen gab es zwei Burgen, welche durch ein starkes Hindernis von einander getrennt sind oder zur Zeit ihrer Erbauung getrennt waren. Das deutet darauf hin, daß sich an diesen Orten in ferner Vergangenheit zwei Häuptlinge mit ihren Hausgöttern und Genossen einander gegenüber festgesetzt hatten, daß sich aber später die beiden Genossenschaften auf irgend eine Weise vereinigt haben. Als Beispiele seien genannt: Babylon mit der Burg Babil (jetzt Kasr) auf dem linken und dem Turm von Borsippa (Birs-Nimrud) auf dem rechten Euphrat-Ufer; — Nineve mit den beiden Burgen auf den durch einen alten Tigrislauf getrennten Hügeln Kujundschik und Nebi-Junus; — Rom mit den durch eine sumpfige Niederung gesonderten Burgen Palatium und Capitol.

Ein „Abschnitt" ist eine befestigte Verteidigungslinie, welche zwei Punkte des Hauptwalles einer Festung mit einander verbindet und so die Letztere in zwei Teile trennt. Die Abschnittsbefestigung nötigt den Angreifer, der sich des außerhalb derselben belegenen Teiles bemächtigt hat, zur Führung eines neuen Angriffes gegen jene. Schon im hohen Altertum verstand man die Bedeutung derartiger Anlagen zu schätzen, wie die noch vorhandenen Reste alter großer Festungen zeigen. In diesen sind die inneren Befestigungslinien, welche als „Abschnitte" erscheinen, thatsächlich wohl ausnahmslos älteren Ursprungs, als die davor liegenden Teile der Enceinten, welch' letztere erst erbaut sind, als die in unmittelbarer Nähe der alten Befestigung und in deren Schutz gleichsam angewachsenen Vorstädte so groß und wohlhabend geworden waren, daß sie einer eigenen Umwährung bedurften. War diese erbaut, dann erschien der dahinter liegende Teil der alten engeren Befestigung eben als „innerer Abschnitt," der noch gehalten werden konnte, wenn die Vorstadt verloren war. Auf diese Weise sind viele auf den ersten Blick befremdlich erscheinende innere Befestigungsanlagen zu erklären, so z. B. diejenigen der Festung Sam'al (s. o. S. 8) deren stattliche, neuerdings ausgegrabenen Reste scheinbar ein ziemlich planloses Konglomerat von Abschnitten bilden. Der große,

Nordsaillant von Ninive war durch eine Befestigungslinie abgeschnitten, von der es z. Zt. nicht feststeht, ob sie nicht vielleicht die ältere Anlage ist. — Ihrer Lage und Beschaffenheit nach besonders gefährdet erscheinende Teile von Befestigungsumzügen, namentlich weit heraustretende, spitze Winkel, sind auch schon im Altertum durch vorsorglich im Frieden erbaute Linien abgeschnitten worden, so z. B. die Südostspitze von Susa. (S. o. S. 17.)

VII. Äussere Werke.

Die Assyrer wie auch ihre Gegner haben ihre Festungen, wenn nötig, durch äußere Werke verstärkt, und zwar sowohl durch solche, die, nur wenig vorgeschoben, noch innerhalb des Geschoßbereichs der Verteidiger des Festungsumzuges lagen und mit letzterem verbunden waren, — sogenannte Vor- oder Außenwerke — als auch durch Erbauung kleiner selbständiger Vesten im Vorfelde. Es ist auch inschriftlich und bildlich bezeugt, daß man sich darauf verstand, im gegebenen Falle Ortschaften, Wohnhäuser, Grabmäler u.s.w. im näheren Vorfelde fortifikatorisch einzurichten.

Durch Vorwerke und Außenwerke verstärkt ist z. B. eine Festung südwestl. Diarbekr, deren Belagerung Salamanassar II. abbilden ließ, desgl. Lakis in südl. Palästina nach einem Flachrelief im Palaste Sanheribs. Sargon berichtet, daß er die Festung Charchar — am oberen Dijala — nachdem er sie erobert, zum Schutz gegen die Meder mit Außenforts versehen habe. Jerusalem besaß solche zu Sanheribs Zeit, und Ninive hatte, wie seine Ruinen zeigen, sowohl Vorwerke, als auch weiter vorgeschobene Forts.

VIII. Armierungsbauten und provisorische Anlagen.

Die Forderung, eine Festung vollständig mit allen denjenigen baulichen Einrichtungen auszustatten, welche während der ganzen Dauer einer Belagerung erforderlich oder nützlich werden können, ist nicht erfüllbar, schon deshalb, weil, wie mehrfach angedeutet, viele von diesen Einrichtungen nur in gewissen Stadien der Belagerung und an bestimmten, nicht immer mit Sicherheit vorauszusehenden Stellen erforderlich, zu anderen Zeiten und an anderen Stellen aber überflüssig, ja z. T. hinderlich sind. Hierher gehören aus der älteren Zeit die (S. 11 u. a.) mehrerwähnten Schutzhohlräume auf

der Mauer oder dem Walle, von denen die Flankierung und die Senkscharten-Bestreichung ausging. Gerade über diese haben die alten ägyptischen und vorderasiatischen Baumeister verschieden gedacht, wie sich daraus ergiebt, daß nach den erhaltenen Abbildungen zwar die meisten ihrer Festungen reichlich mit solchen Aufbauten versehen gewesen sind, aber keineswegs alle, sondern mehrere zeigen keinerlei Aufbauten, manche nicht einmal Zinnenbrustwehren. Beides ist offenbar Absicht gewesen. Die Erbauer oder Besitzer der

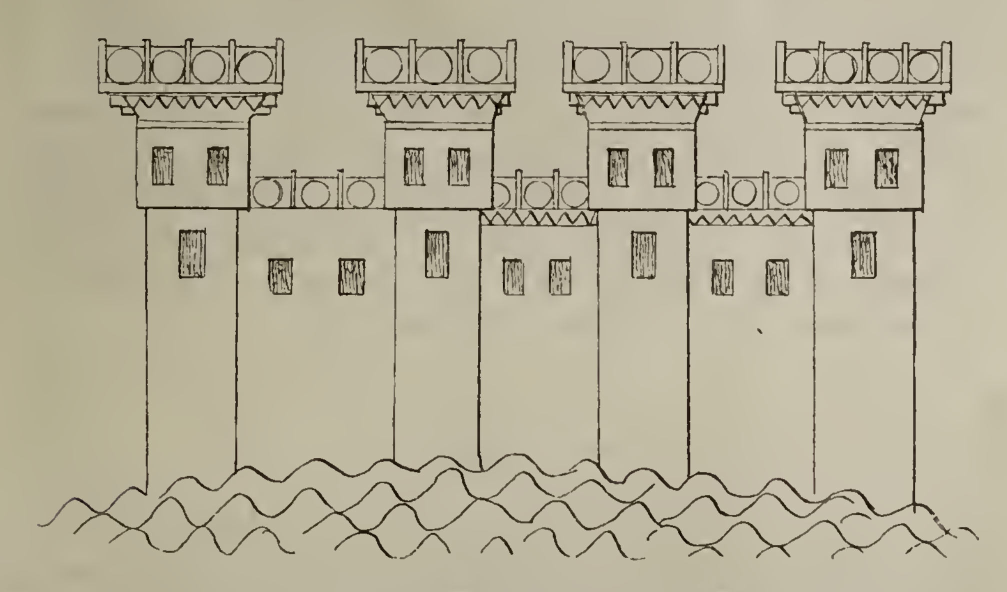


Fig. 7. Teil einer Festung in Westsyrien; Zinnen mit Schilden armiert. Sanherib in Kujundschik.

Festungen ohne Aufbauten hielten diese offenbar für so hinderlich während der Periode des Fernkampfes, daß sie statt der massiven Aufbauten die Aufstellung solcher in leichter Bauart für den Bedarfsfall ins Auge faßten, das „wann?" und „wo?" jedoch von dem Gange der Belagerung abhängig machten. Die Majorität aber, welche ihre Festungen mit massiven Aufbauten der angegebenen Art ausstattete, überließ es dem Verteidiger, deren Nachteile während der Zeit des Fernkampfes (vergl. S. 10 u. a.) durch anders geartete bauliche Einrichtungen gleichfalls provisorischer Art zu beseitigen, wie durch Anlage von hölzernen Balkons mit Geländern über den Aufbauten und Zinnen, von denen aus sie eine gute Übersicht über das Vorfeld hatten und ihre Schuß- und Wurfwaffen für den Fernkampf auf das Ausgiebigste verwenden konnten. Ein gutes Beispiel für derartige Anlagen bieten die aus Sanheribs Palast stammenden bildlichen Darstellungen der Belagerungen von Lakis und einer anderen westsyrischen Festung,

(s. Fig. 7). In beiden Fällen handelt es sich also um Maßregeln, welche wir heute der „fortifikatorischen Armierung" zuzählen. Zur Armierung gehörte ferner die Herstellung von Hindernissen im Vorfelde: Verhauen, Verpfählungen, wenn möglich Ansumpfungen und Überschwemmungen (von welch' letzteren die keilinschriftlichen Urkunden oft berichten). Während der Belagerung waren sodann alle die Schäden auszubessern, welche durch Beschädigung der Wälle u. s. w. durch vermehrte Benutzung seitens der Besatzung entstanden, ebenso nach Möglichkeit die Zerstörungen, welche der Angreifer an den Hindernissen, Thorverschlüssen u. s. w. anrichtete, endlich, soweit angängig, die durch die Belagerungsmaschinen hervorgebrachten Demolierungen. Die hierzu erforderlichen Materialien waren vorrätig zu halten, desgleichen Wasser namentlich an denjenigen Stellen, wo der Sturm zu erwarten war, teils um Brände zu löschen, teils um es heiß zu machen und den Stürmenden auf die Köpfe zu gießen.

IX. Zusätze.

Zu Seite 7: Die einfachsten Breschmaschinen sind lange Balken mit oder ohne metallenem Kopf, mit denen man gegen das zu zerstörende Objekt anrannte; ihre Träger mußten auf das Manöver eingeübt sein. Solche primitive „Widder" wurden noch in der neueren Zeit gebraucht. Salmanassar II. von Assyrien (Mitte 9. Jahrh. v. Chr.) verwendete zum Einstoßen starker Thore — wie er selbst abbilden ließ — auch schwere, augenscheinlich erst im Bedarfsfalle erbaute Fahrzeuge auf Rädern, mit widderkopfartig gestaltetem Sporn, deren aus dicken Bohlen gebildete Wagenkästen den im Innern befindlichen Soldaten, welche den Wagen vorzuschieben hatten, Schutz gegen die Pfeile und Schlendersteine des Verteidigers gewährte. Mit getragenen Stoßbalken und niedrigen Wagen konnte man natürlich nur in ganz geringer Höhe gegen die Thore stoßen und nur freistehenden Mauern von ganz geringer Stärke überhaupt etwas anhaben. Asurnazirpals fahrbare Mauerbrecher waren sehr groß; die riesigen Stoßbalken (s. S. 7) sind sehr dick gezeichnet und waren augenscheinlich aus mehreren Baumstämmen zusammengesetzt; sie hatten metallene Köpfe. Auch alle seine Nachfolger verwendeten derartige große und kleinere Mauerbrecher. Wie wenig sich die Konstruktion dieser Maschinen in allem Wesentlichen

im Laufe der Zeit änderte, ergiebt sich sowohl aus den alten Kriegsschriftstellern (Philo Byzant. — 2. Jahrh. v. Chr. —, Diodorus Sic. und Vitruvius — um Chr. Geb. —, Vegetius und Ammianus Marc. — 4. Jahrh. n. Chr.), als auch aus mittelalterlichen Kriegsberichten und bildlichen Darstellungen (hauptsächlich Viollet-le-Duc, Albrecht Dürer, zahlreichen anonymen Illustrationen in Handschriften und Holzschnitten — s. Theatrum Europäum, Max Jähns, Köchly u. Rüstow, Henne am Rhyn).

Zu Seite 21: Zusätzlich seien hier noch folgende feste Plätze mit mehrfachen Enceinten angeführt: Aus ältester Zeit Kadesch, Ekbatana, Thapsus (südlich Carthago — umgeben von einer hohen, sehr starken Mauer mit kasemattiertem Keller unter der Geländeoberfläche, hoch gelegenen Verteidigungs-Kasematten in 2 Stockwerken, Plattform mit Zinnenbrustwehr und Senkscharten; davor ein niedriger, außen und innen mauerbekleideter Wall mit kasemattiertem Keller, endlich, am weitesten vorgeschoben, ein Niederwall, anscheinend ohne Escrapenmauer); Carthago selbst; Sardes (3 Enceinten zu Alexanders des Großen Zeit), Nisibis (2 Umzüge im 3. Jhrh. v. Chr.), Byzanz (Befestigung Theodosius II: hoher, mauerbekleideter Hauptwall mit Zinnenbrustwehr, weit vortretenden Flankierungstürmen mit Kasematten in der Höhe der Kurtinenbrustwehr und Plattformen mit Zinnenbrustwehr — alles ohne Senkscharten; davor eine Kasemattenlinie mit Plattform und Zinnenbrustwehr — niedriger als die Brustwehr des Hauptwalles — flankiert durch halbrunde kasemattierte Türme mit Plattform und Zinnenbrustwehr — auch hier keine Senkscharten; zu äußerst am Grabenrande eine Zinnenbrustwehr als Faussebraye; der Graben hat gemauerte Escarpe und Contrescarpe). An mittelalterlichen ganz nach denselben Grundsätzen konstruierten Festungen seien hier nur Carcassonne und Akko genannt. Ersteres, das römische Carcassium, mit doppelter Enceinte, meist runden, einigen viereckigen Türmen, ist wahrscheinlich viel älter, als die aus der Zeit der Albigenserkriege stammende Abbildung. Akko hatte Ende des 12. Jahrh. n. Chr. doppelte freistehende Mauern, viereckige Türme, diese und die Kurtinen mit Zinnen und Senkscharten.

Zu Seite 22: Diese uralte Form des Turmbaues bringt den obersten Grundsatz der Bautechnik zum Ausdruck, daß man dem Baugrunde und dem Baumaterial nicht mehr zumuten darf, als sie tragen können. Je höher ein Gebäude sein soll, auf desto breiterer Grundlage muß man seinen Druck verteilen. Und ferner: Wenn

man wetterbeständigen Stein zum Aufbau des ganzen Gebäudes oder doch wenigstens zur Verkleidung seiner Außenflächen zur Verfügung hat, dann darf man letztere schräg halten, — eine Pyramide bauen, wie die Ägypter —, kann man aber solches Material nicht haben, (wie die Babylonier der Ebene), oder will man es aus traditionellen oder anderen Gründen nicht verwenden (wie die Assyrer), oder braucht man steile Außenflächen von bestimmter Höhe (wie zu Türmen, welche der Verteidigung dienen und sturmfrei sein sollen): so baut man einen Stufenturm.

Inhalt.

		Seite
I.	Einleitung	3
II.	Wall und Graben	5
III.	Einrichtungen für den Waffengebrauch	8
IV.	Mehrfache Umwallungen	17
V.	Festungsmauern und mauerbekleidete Wälle	22
VI.	Reduits und innere Abschnitte	24
VII.	Äußere Werke	26
VIII.	Armierungsbauten und provisorische Anlagen	26
IX.	Zusätze	28






GETTY CENTER LINRARY
3 3125 00669 3374

